Die Nachtschönchen,

oder:

Die Schutzengel der Familie.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Erstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1850.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Zum gekrönten Bock.

Das vornehmste Gasthaus, welches die Stadt Redon im Jahre 1817 hatte, lag unmittelbar am Hafen und führte einen mit einer Strahlenkrone umgebenen Widder im Schilde.

Man kannte den gekrönten Bock in Rennes, in Vannes, ja bis nach Nantes; es war ein ganz gutes Gasthaus für geringe und vornehme Reisende, und Vater Géraud, vordem Schiffskoch auf einem Weltumsegler, war der Besitzer desselben.

Redon ist eine Stadt, die etwa dreitausend Seelen hat und da liegt, wo das Departement der untern Loire an das der Ille und Vilaine grenzt, just an dem Ufer der Vilaine selbst. Ungeachtet des an römischen Ursprung erinnernden Namens enthält die Stadt wenig bemerkenswerthe Bauwerke, und das Haus des Herrn Géraud, welches sechs Fenster breit war, konnte sich dreist mit den ersten Gebäuden der Stadt messen; es war von Stein erbaut, wie das Haus des Unterpräfect, und groß, wie die Reiterkaserne.

Vor dem Hause, und an einem schmalen Quai entlang, wälzte die Vilaine ihre lehmigen und braakigen Wasser; bei hoher Fluth gelangten die kleinen Küstenfahrzeuge bis unter die Fenster des Gasthauses.

Am Samstag Abend und an den Markttagen hatte man

Digitized by Google

Mühe, ein Plätzchen in dem Hause des Herrn Géraud zu finden. Matrosen, Landleute und vornehme Herrschaften kehrten dann bei ihm ein. Waren bei solchen Gelegenheiten alle Zimmer gefüllt, so diente wohl die große und warme Küche als Schlafgemach für Matrosen und Viehhändler, die auf einer Streu dicht neben einander sich lagerten.

Vater Géraud machte demnach herrliche Geschäfte. Wenn er auch schon alt war, so berechneten doch die Ladenjungfern von Redon in ihren Träumereien bisweilen die wahrscheinliche Summe seiner Ersparnisse. Aber Vater Géraud schien ein Feind der Ehe zu sein, und da er keine Angehörigen hatte, so fragte sich ein Jeder, wem dereinst seine anständigen und runden Ersparnisse zu Gute kommen würden.

Es war um die Mitte des Herbstes und zwar weder Markttag, noch Samstag Abend. Der „gekrönte Bock" lag brach, oder doch so ziemlich. Die Asche war kalt in den Bratöfen der Küche, in den eisernen Spillen der Feuerböcke drehten sich keine Bratspieße, und kein Kessel hing an der Kette über dem großen Herde.

Meister Géraud konnte nach Bequemlichkeit an der Brustwehr des Hafens seine Pfeife schmauchen. Nur ein Zimmer des ganzen Hauses war besetzt, und auch dieses nur durch höchst zufällige Gäste, denen Vater Géraud, der höflich gegen Jedermann war, aber seiner Höflichkeit verschiedene Abstufungen zu geben verstand, die achtungsvolle Gesellschaft nicht leisten zu müssen glaubte, auf welche seine alten und treuen Stammgäste mit Sicherheit rechnen konnten.

Es waren zwei Männer und ein junges Frauenzimmer; woher sie aber gekommen waren, das wußte man nicht. Der

Digitized by Google

Zustand ihrer Kleidung und ihre offenbare Müdigkeit schienen auf eine lange Fußreise zu deuten; aber der Herr des „gekrönten Bocks" kannte kein Mißtrauen und würde ihnen auf das Wort geglaubt haben, hätten sie ihm auch gesagt, sie wären mit der Post von Rennes gekommen.

Ihr Gepäck war natürlich auf der Post geblieben.

Die junge Dame war mehr als bescheiden gekleidet. Ungeachtet des naßkalten Novembertags trug sie nur ein Kleidchen von Kattun, welches die zarten Wellenlinien ihres Wuchses eng umschloß. Ein kleines Tuch von leichtem Stoff und ein Strohhut, an welchem ein Schleier befestigt war, vollendeten ihren Anzug.

Es lag in der ganzen Erscheinung etwas, das auf Dürftigkeit und Unglück deutete, aber, das mußte man bekennen, die Kleidung der jungen Person bekam durch diese selbst einen Reiz. Konnte man auch das Antlitz nicht sehen, so ahnte man doch die Anmuth und Schönheit hinter den dichten Falten des Schleiers. Ungeachtet ihres vornehmen Aussehens würde ein Gastwirth aus der Umgebung von Paris aus dem kattunenen Kleidchen und dem Strohhute dennoch irgend einen ehrenrührigen Schluß gemacht haben, aber unser Wirth war an die haushälterischen und klugen Sitten der Frauen seiner Gegend gewöhnt. Er wußte, daß man auf der Reise, besonders auf den Landstraßen der Bretagne, bisweilen Gräfinnen und Marquisen findet, die gar absonderlich herausgeputzt sind.

Einer der beiden Männer trug eine Bluse; der andere war mit langen Beinkleidern und einem Rocke von elegantem Schnitt bekleidet, doch zeigten sich an Beinkleidern und Rock zahlreiche Spuren angespritzten Kothes.

Digitized by Google

Kurz, die drei Reiſenden ſahen ärmlich aus, allein in den „gekrönten Bock," das erſte Gaſthaus der Stadt Redon, kehrten oft noch ärmlicher gekleidete Gäſte ein, welche dennoch ſchöne harte Thaler in den Taſchen trugen.

In der Bretagne iſt es überhaupt ein mißliches Unterfangen, die Leute nach dem äußern Schein zu beurtheilen.

Es war etwa zwei Uhr Nachmittags. Unſere Reiſenden waren auf ein Zimmer mit zwei Betten gebracht, welches die Ausſicht nach dem Hafen hatte. Grünes Holz brannte, oder rauchte und ziſchte vielmehr, in dem Kamine. Indeß eine pausbäckige Magd, welche die im Morbihan unter dem Namen **pignon** übliche tutenförmige Mütze auf dem Kopfe trug, ein grobes Hanftuch über den Tiſch breitete, hielt der Mann in der Bluſe nebſt ſeinem Begleiter die durchnäßten Füße ſo dicht an das Kaminfeuer, daß die Sohlen faſt verbrannten. Die junge Dame, welche Hut und Tuch an den Griff eines Fenſters gehängt hatte, ſah man nicht mehr, hörte aber in Augenblicken allgemeiner Stille ihre ſanften und gleichförmigen Athemzüge hinter den dichten Vorhängen eines der beiden Betten.

„Soll ich drei Gedecke auffetzen?" fragte das Mädchen.

Der Mann in der Bluſe öffnete den Mund, um bejahend zu antworten, aber ſein Begleiter ſchnitt ihm das Wort ab.

„Nur zwei!" ſagte er mit harter und bitterer Betonung.

Dann fuhr er zwiſchen den Zähnen murmelnd fort:

„Im Schlafe fühlt man keinen Hunger..."

Die Magd ging, nachdem ſie aufgefordert war, das Auftragen des Mahles zu beſchleunigen.

Ungeachtet der verſchiedenartigen Kleidung ſchienen unſere beiden Reiſenden auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zu

Digitized by Google

ſtehen. Wenn man ſie aufmerkſam beobachtete, konnte man bei dem, welcher eine bürgerliche Kleidung trug, eine Art gezwungener Folgſamkeit bemerken. Beide waren noch jung und ziemlich hübſche Burſchen. Der bürgerlich gekleidete hieß Blaiſe *), war ſchlank gewachſen, hatte breite Schultern und zeigte, wenn er lächelte, zwei Reihen Zähne, welche weiß waren, wie Elfenbein. Er hatte ein volles, blühendes Geſicht und gekräuſelte Haare. Der Charakter ſeiner Phyſiognomie ließ eine etwas derbe Heiterkeit vermuthen, welche ſich in dieſem Augenblick hinter einer Wolke von übler Laune verbarg, die man leicht deuten konnte.

Blaiſe's gute Freunde kannten, wie es ſcheint, ſeinen Familiennamen nicht, denn ſie hatten ihm den Beinamen der Täuſcher gegeben, um ihn von dem großen Haufen ſeiner Namensvettern zu unterſcheiden.

Der Andere mochte höchſtens fünfundzwanzig Jahre zählen, hatte aber nichts deſtoweniger ſchon fünf oder ſechs nicht unintereſſante Romane in ſeinem vergangenen Leben durchgeſpielt. Die, welche ihn genauer kannten, wußten, daß er mehr als einen Namen hatte; für den Augenblick hieß er Robert der Amerikaner. Er war etwas kleiner, als ſein Gefährte, und ſeine Glieder hatten nicht denſelben Anſchein von Kraft; aber ſein Wuchs war außerordentlich ſchön und die Geſchmeidigkeit ſeiner Bewegungen ließ wohl auf körperliche Stärke ſchließen.

Er hatte eine Adlernaſe und kräftig ausgedrückte Züge; ſeine breite, von einem Walde ſchwarzer Haare beſchattete Stirn athmete feſten Willen, ſo wie auch eine gewiſſe Kraft in dem

*) Bläſius.

Digitized by Google

kühnen Schnitt ſeiner fleiſchigen Lippen lag, welche roth wie Blut aus dem gebräunten Hintergrunde ſeines Teints hervorſprangen.

Sah man ihn, wenn ſeine Augen geſchloſſen waren, ſo hielt man ihn für einen jener kräftigen, kühnen, unermüdlichen Geiſter, welche den Kampf ſuchen und jeder Gefahr entgegen eilen. Man bewunderte dann den länglich runden Schnitt ſeines Geſichts, die gewiſſermaßen glühende Bleichheit ſeiner Wangen, deren eiſerne Muskeln lebhaft ſpielten. Oeffneten ſich aber ſeine Augen, ſo änderte ſich der Charakter ſeiner Phyſiognomie, wie durch einen Zauber. Es lag in ſeinem Blicke, der nie unverwandt auf einen Gegenſtand gerichtet blieb, eine krankhafte und unſtete Aufregung. Es machte einen fremdartigen und peinlichen Eindruck, die großen ſchwarzen Augen zu ſehen, welche, endlos beweglich, hierhin und dahin durchbohrende Strahlen warfen, der Spitze eines Degens gleich, welcher die Deckung des Gegners zu vereiteln ſucht.

Das fand aber — wohl verſtanden — nur dann ſtatt, wenn Herr Robert unbemerkt war und ſich gegen jede neugierige Beobachtung geſchützt glaubte; denn Herr Robert benutzte den erſten Grundſatz der alten Philoſophie: er kannte ſich ſelbſt und wußte alle ſeine kleinen Fehler. Er hatte manchmal die Beweiſe ſeiner Selbſtkenntniß im Leben abgelegt, und konnte gelegentlich ſeine Züge ſo geſchickt verändern, wie der berühmteſte Mime.

Beide ſaßen einander an den beiden Ecken des Kamins gegenüber, ſchauten den Rauch an, der von dem grünen Holze aufſtieg, und waren in Gedanken verſunken, die nicht ſehr heiterer Natur ſchienen.

Digitized by Google

„Verteufelte Reise!“ sagte plötzlich Blaise, indem er heftig zwischen die Feuerbrände trat; „aber Du, Robert, hast einmal den Einfall gehabt, in diese Gegend zu gehen, wo es nur Wölfe giebt.“

Robert ergriff die Feuerzange und stellte die richtige Lage der Feuerbrände wieder her.

„Der Einfall kann ein schlechter gewesen sein, aber auch ein guter,“ antwortete er; „das ist noch kein Grund, sein einziges Paar Stiefeln zu verbrennen.“

Es fand in der That derselbe Unterschied in der Fußbekleidung der beiden Reisenden statt, wie hinsichtlich des übrigen Anzugs; Robert hatte alte abgelaufene und geplatzte Schuhe, während Blaise, genannt der Täuscher, Stiefeln trug, die in einem ziemlich guten Zustande waren.

Dieser Letztere trat heftig mit dem Fuße auf den Boden.

„Wenn ich Dich so sprechen höre, Herr Robert,“ murrte er endlich, indem er seine dichten blonden Brauen zusammenzog, „so kommt mich wahrlich die Lust an, zu sagen, daß wir nun seit Monden auf der Landstraße liegen, um ewig das Monomotapa zu suchen, wo die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. In Paris — da wir noch mit Bibandier zusammen waren, — da konnte man wenigstens sein Brot verdienen.“

„Schlechte Gesellschaft!“ unterbrach ihn Robert, ohne die Augen aufzuschlagen und fortwährend in einer Haltung, welche eine halb sorglose, halb ärgerliche war; „Bibandier ist jetzt im Bagno.“

„Im Bagno, da hat man doch wenigstens zu essen!“ murrte Blaise.

Der Amerikaner richtete seine unsteten und durchbohrenden

Augen auf ihn; ihre Blicke trafen sich gegenseitig; Blaise wandte das Haupt ab und schulterte sich.

„Ja, ja," fuhr er wie im Selbstgespräch fort; „Du siehst aus, wie ein echter Bösewicht, und deßwegen bin ich Dir gefolgt! Aber Du weißt auch nicht mehr als die Andern, mein Junge! — Nun sind wir auf dem Grunde unsers Beutels! — Was hast Du während dieser sechs Monate gemacht?"

„Ich habe versucht..." begann Robert.

„Ja doch!" sagte der Blonde; „Du wirst Dein ganzes Leben versuchen. Ich für meinen Theil liebe die Leute nicht, welche ewig Pläne haben; es bleibt Einem mit solchen Leuten nur ein Ausweg: daß man sich die Kehle abschneidet."

Robert senkte seinen Blick wieder nach dem Kamine, auf welchem endlich eine röthliche Flamme den Rauch durchzüngelte.

„Und dennoch habe ich einen Plan!" murmelte er.

Der Täuscher that, als hätte er ihn nicht gehört.

„Ich kann Dir recht gut sagen, was Du gethan hast," nahm er wieder das Wort; „Du hast mich verhindert zu arbeiten, so oft ich arbeiten wollte."

„Lumpereien," sagte der Amerikaner verächtlich.

„Du hast mich stets vorwärts getrieben," fuhr Blaise fort, „indem Du mir am Ende unserer Reise Gott weiß welches Luftschloß zeigtest, das ich, dumm genug, für etwas Ernstliches nahm."

„Geduld!"

„Geduld! — ja doch, aber wir sind jetzt hundert Meilen von Paris, haben Beide nur einen Anzug und nur noch wenige Franken...!"

Digitized by Google

„Sieben Franken sechzig Sous," unterbrach ihn der Amerikaner, indem er den Inhalt seiner Tasche in der hohlen Hand zählte.

„Und obendrein," fuhr Blaise wieder fort, dessen Zorn allmählich in Wehmuth überging, „obendrein haben wir ein großes Mädchen bei uns, das wir allenthalben mit uns schleppen — und das ebenfalls essen will."

Robert steckte sein Geld wieder unter seine Bluse; seine Augenlieder zwinkten fast krampfhaft.

„Sie ist sehr schön!" sagte er mit Nachdruck.

„Wozu kann uns das dienen?"

Der Amerikaner warf einen Seitenblick nach dem Bette, dessen Vorhänge seine Reisegefährtin verbargen.

Dann antwortete er mit einer Miene voll geheimnißvoller Wichtigkeit.

„Zu Allem!"

Blaise stemmte seine beiden Ellbogen auf die Kniee und antwortete nur mit einer Bewegung, welche seine Ermüdung und Langeweile bezeichnete. Es entstand ein Schweigen, während dessen Robert aufmerksam und mit zusammengezogenen Brauen einem Lieblingsgedanken nachzuhängen schien.

Nach zwei oder drei Minuten drang ein schöner Bratenduft, welcher von dem Erdgeschosse ausging, durch die Fugen der Thür und würzte die Atmosphäre des Zimmers.

Der Täuscher richtete sich auf und athmete mit vollen Zügen diese vielversprechenden Düfte ein. Seine Nasenflügel bläheten sich auf, seine Züge erheiterten sich zu dem Lächeln eines Gourmand.

„Zum Teufel!" rief er fast heiter aus; „wir werden Zeit

haben, uns zu ſchlagen, wenn die ſieben Franken verzehrt ſind! Hilf mir, den Tiſch an das Feuer rücken, Robert. Wir wollen noch einmal trinken mit einander, die Füße am wärmenden Feuer, wie es guten Kameraden ziemt!"

Der Amerikaner achtete ſo wenig auf dieſe plötzliche Rückkehr einer heitern Laune, wie früher auf den Zorn ſeines Gefährten. Er half ihm, ohne ein Wort zu ſagen, und der Tiſch ſtand bald neben dem Kamine.

Die Magd kehrte in dieſem Augenblick mit einem gewaltigen Eierkuchen und einer kaum angeſchnittenen Hammelkeule zurück.

Unſere beiden Gefährten ſetzten ſich einander gegenüber, und für eine volle Viertelſtunde fanden ihre Zungen nur für einzelne Worte Zeit. Sie waren zwei tüchtige Eſſer; Blaiſe beſonders verſchlang ſeine Biſſen mit einem Feuer, das keine Beſchreibung zuläßt.

Der Eierkuchen und die Hammelkeule verſchwanden, befeuchtet mit ein Wenig Wein von Nantes, der mindeſtens die Güte eines Cider hatte.

Bald war nichts auf dem Tiſche übrig geblieben, als ein wunderſam von allen Fleiſchtheilchen gereinigter Knochen und ein ganz kleines Stück Käſe.

Blaiſe reckte den Arm aus, um dieſe letzte Beute zu ergreifen, begegnete aber Roberts Hand, welcher den Teller vertheidigte.

„Wir werden theilen," ſagte er lachend.

„Nicht für mich," antwortete der Amerikaner; „Lola hat ſeit geſtern nichts gegeſſen."

Blaiſe's Züge umdüſterten ſich.

Digitized by Google

„Lola — Lola!“ brummte er zwiſchen den Zähnen.

Dann fuhr er laut fort:

„Herr Robert, Du kommſt mir gleich jenen elenden Bettlern vor, welche darben, um ein Stück Brot für ihren Hund zu behalten — aber dieſes Mal kommſt Du zu ſpät; Du hätteſt von Deinem Antheil ſparen ſollen.“

Aus Roberts Augen ſchoß ein feindſeliger Strahl, aber er zog ſeine Hand zurück.

„Du haſt kein Herz,“ ſagte er unwillig.

„Ich habe Hunger,“ antwortete der Andere.

Er goß den Reſt der letzten Flaſche in das Glas ſeines Gefährten und ſchlug derb auf den Tiſch.

„Noch Wein!“ rief er der herbeieilenden Magd zu, „Tabak und Pfeifen!“

Einige Secunden ſpäter vermochten ſie einander nur noch durch eine Wolke zu ſehen. Blaiſe befand ſich in einem Zuſtande unvergleichlicher Seligkeit, er dachte nicht mehr an geſtern, nicht an morgen. Selbſt Robert erlag offenbar dem glücklichen Einfluß des reichlichen Mahles, welches ihm nach langem Faſten geworden war; ſeine Züge drückten Behaglichkeit und Ruhe aus, aber er ſchien noch immer nachzudenken.

„Zürnſt Du noch auf mich?“ fragte der Täuſcher.

„Warum?“

„Wegen Lola.“

„Nein.“

„Na, ſiehſt Du wohl, Robert, wenn ich wüßte, daß Du verliebt wäreſt, ſo ließe ich Dir die Sache noch hingehen... aber, der Teufel ſoll mich holen, wenn Du fähig biſt, Dich zu verlieben.“

Digitized by Google

Robert, welcher eben seine Pfeife gestopft hatte, blickte mechanisch auf die Zeilen, welche auf das Papier der Tabaksdüte geschrieben waren.

Plötzlich erheiterten sich seine Züge, während zu gleicher Zeit tiefe Runzeln seine Stirn durchfurchten.

Das wäre etwas für uns!" murmelte er.

Und anstatt auf die stumme Frage zu antworten, welche Blaise's Blick an ihn richtete, fuhr er fort:

„Fünftausend Franken directe Steuern! .. das setzt vierzigtausend Franken Einnahme voraus. . nicht so, Täuscher?"

„So scheint es."

„Vierzigtausend Franken Einnahme von unbeweglichen Gütern!.... Blaise, Du bist ja Geschäftsmann gewesen — wie viel macht das an Capitalwerth?"

„Das kommt auf die Gegend an."

„In der Bretagne — hier — in der Gegend von Redon?"

Blaise zählte an den Fingern; er war ganz in der Stimmung, sich seinen Träumereien zu überlassen.

„Hier," antwortete er, „hier wirthschaftet man schlecht. Man bedarf hier manchen Acker Land, um tausend Franken Rente zu haben... es muß jenes Einkommen einen Capitalwerth von zwölf- bis funfzehnhunderttausend Franken geben."

Robert rückte auf seinem Stuhle hin und her; seine Augen flammten noch mehr, als zuvor.

Er schüttete den Tabak auf das Tischtuch und entrollte die Düte, um noch besser lesen zu können.

Man hätte glauben sollen, die Zeilen auf dem Papierstückchen hätten eine zauberische Macht, so groß wurde die Aufregung des Amerikaners.

Digitized by Google

„Funfzehnhunderttauſend Franken!“ wiederholte er und verſchlang das Papier faſt mit ſeinen Blicken. „Das lohnt wenigſtens der Mühe!“

Der Täuſcher neigte ſich vor, um das geheimnißvolle Papier zu betrachten, welches ſeinen Kameraden in ſo tiefe Träumereien zu verſenken ſchien.

Es war ganz einfach eine Steuerliſte für das Jahr 1816, unterzeichnet von dem Herrn Einnehmer des Canton de La Gacilly.

Blaiſe lehnte ſich auf ſeinem Stuhle zurück. Er hatte etwas Beſſeres gehofft.

Der Amerikaner aber las langſam und halb laut:

Réné Charles Julien Le Tirier, Vicomte von Penhoël, für ſein Stammhaus Penhoël und Zubehör 350 Franken; für ſeine Meierei de la Lande-Triſte 74 Franken; für die Hanfgärten von Port-Corbeau und Zubehör 150 Franken; für die Meierei Pré-Neuf und die Waldungen von Fontaine 100 Franken.

„Das macht Dir Spaß?“ fragte der Täuſcher.

„Für das Schloß l'Aîné,“ fuhr Robert fort, der ſich immer mehr in das Leſen vertiefte, „und die Mühlen von Houſſayes unter Haut-Pays, 125 Franken. Für Klein-Penhoël mit dem Hochwald von Quintaine...“

Blaiſe gähnte; dann pfiff er die Melodie eines Trinkliedes.

Robert unterbrach ſeine Leſung und betrachtete das Papier mit unverwandten Blicken.

„Wunderlich! ich hatte den Plan, und da muß mir das gerade in die Hände fallen,“ rief er aus und legte einen Finger an die Stirn.

Digitized by Google

„Das ist also eine Fügung des Himmels!“ versetzte Blaise; „wir haben sieben Franken und ich weiß nicht, wie viel Centimen; wenn wir nun das Schloß Penhoël kauften und die Mühlen von so und so, und die Pachtgüter und den Hochwald — nicht wahr?“

Robert blickte ihn fest an und schüttelte ernst den Kopf.

„Ich scherze nicht,“ sagte er.

„Wahrhaftig! das glaube ich!“

„Ich habe einen Plan...“

Blaise lachte.

„Höre,“ sagte der Amerikaner, während er seinen Stuhl näher rückte, in einem so bestimmten Tone, daß der Blende sein spöttisches Lächeln unterließ; „wir haben keine Mittel, um unsere Reise fortzusetzen, — wir haben auch keine Mittel, um unsern Weg wieder zurückzugehen — folglich müssen wir uns hier niederlassen.“

„Würde mir ganz angenehm sein...“ begann Blaise.

„Unterbrich mich nicht — Paris ist ganz gut, um dort Narrheiten auszufressen, aber durch Reisen werden junge Leute gebildet. Siehe, Du trittst nun in ein reiferes Alter, Freund Blaise — und ich, ich bin älter, als man meinen Jahren nach meinen sollte.“

„Daraus muß man den Schluß ziehen,“ sagte der Täuscher, „daß es vortheilhaft für uns sein würde, friedliche Provinzbewohner zu werden und nennenswerthe Steuern zu bezahlen. — Ich bin ganz Deiner Meinung.“

„Und ich sage Dir, laß mich fortfahren. — Wir sind nach der Bretagne gekommen, weil hier der Glaube der Väter und patriarchalische Treue noch grünen sollten. — Ich muß gestehen,

von fern betrachtete ich die Bretagne als das gelobte Land — aber ich habe schon einige Irrthümer in dieser Hinsicht fahren gelassen. Allein, haben wir nichts gewonnen, so haben wir auch nichts auf das Spiel gesetzt. — Ich erwartete eine Gelegenheit — ich suchte — aber wir waren noch zu reich. — Heute sind wir endlich in der herrlichen Lage, in welcher alle Schlachten gewonnen werden: wir müssen siegen oder sterben."

Er erhob den Steuer-Extract über sein Haupt.

„Siehe das ist der Preis des Sieges!" rief er mit wahrhafter Begeisterung aus; „die Gesammtsumme der Steuern beträgt fünftausend Franken, was nach Deiner eignen Berechnung auf ein jährliches Einkommen von vierzigtausend Franken deutet und also fünfhunderttausend Thaler Capitalwerth voraussetzt. Nun! wenn wir auch im schlimmsten Falle nur die Hälfte davon bekommen!"

Der Landwein von Nantes hat zwar keinen Ueberfluß an geistigen Prinzipien, allein unsere beiden Reisenden hatten eine beträchtliche Menge desselben getrunken. Blaise war roth wie eine Kirsche, und selbst unter Roberts gebräunte Haut drängte sich das Blut.

Blaise lachte zwar, als sein Wandergefährte seine Rede schloß; allein durch dieses Lachen, welches nicht mehr Ausdruck eines offenen Spottes war, leuchtete bereits ein Strahl, wenn auch unbestimmter und ferner Hoffnung.

Wir haben es gesagt. Robert hatte, wenn er auch noch jung war, doch schon Beweise abgelegt, daß er seine eignen Fähigkeiten kannte.

„Ich würde schon zufrieden sein, wenn wir auch noch nicht einmal die Hälfte bekämen," sagte Blaise.

„Der Zufall ist der stärkste von allen Göttern!“ antwortete Robert; „und ich erkenne eine Vorbedeutung in diesem Fetzen Papier, das uns der Himmel zusendet. — Willst Du den Gewinn theilen?“

Der Täuscher zögerte einen Augenblick mit der Antwort, denn er besaß noch immer eine gute Dosis von Ungläubigkeit.

„Entscheide Dich,“ fuhr Robert fort; „nöthigenfalls kann ich auch Deiner Hilfe entbehren — und offen gesagt, wenn es nicht peinlich und gefährlich wäre, einen so guten Gefährten im Stiche zu lassen, so möchte ich wohl das Abenteuer allein versuchen.“

Blaise rückte nun auch seinerseits seinen Stuhl näher.

„So laß einmal Deinen Plan sehen,“ sagte er und verbannte nun jedes Lächeln aus seinen Zügen.

„Gehst Du ein?“

„Wenn Du mir erst erklären willst...“

„Es handelt sich um Ja oder Nein. Willst Du?“

„Nun ja, ich gehe ein.“

„Schlag ein!“ sagte der Amerikaner, dessen unsteter Blick plötzlich eine entschlossene Festigkeit annahm, „und wehe dem, der sein Wort bricht!“

Er erhob sich und öffnete die Thür, um nachzusehen, ob nicht zufälliger Weise irgend ein neugieriges Ohr lauschte. Allein keine Seele war auf der Vorflur.

Auf seiner Rückkehr nach dem Kamine blieb er vor dem Bette stehen, auf welchem seine Reisegefährtin ruhete, und schob leise die Vorhänge zurück.

Die Tageshelle, welche zwischen den geöffneten Vorhängen

Digitized by Google

hindurch fiel, beleuchtete das reizende Antlitz eines jungen Weibes.

Es waren das Züge von vollkommenster Regelmäßigkeit, aber Ermattung und Bläſſe lagen bereits wie ein kalter Schleier auf dieſen Zügen. Vielleicht war das aber nur die Folge der ausgeſtandenen Anſtrengungen oder des Schlafes. Lola ſchlief feſt. Ihre Stirn und Wangen waren zur Hälfte hinter den üppigen Locken eines in Unordnung gerathenen ſchwarzen Haares verſteckt.

Lola hatte ſich vollſtändig angekleidet auf das Bett geworfen. Sie befand ſich noch in der Lage, welche ihre äußerſte Ermüdung im Augenblick der Ankunft ſie hatte wählen laſſen. Ihr Kopf lag auf einem Arm; ihr ganzer Körper zeigte eine Nachläſſigkeit, welche darauf deutete, daß ſie nur an die Ruhe gedacht hatte, als ſie ſich legte. Der abgenutzte Stoff ihres Gewandes ließ alle Umriſſe ihrer ſeltenen und jugendlichen Formen erkennen, gleich jenen verrätheriſchen Faltenwürfen, mit welchen der Bildhauer ſeine Statuen kleidet.

Robert hatte Recht: ſie war ſehr ſchön!

Er betrachtete ſie einen Augenblick während ihres tiefen Schlafes; dann ließ er die Vorhänge wieder zufallen.

Ein Lächeln der Befriedigung ſchwebte über ſeine aufgeworfenen Lippen.

Der Täuſcher wartete: ſeine Augen verriethen eine ungeduldige Neugierde.

Robert nahm ſeinen Platz neben dem Kamine wieder ein und füllte beide Gläſer bis an den Rand.

Digitized by Google

Ein Oberrock für Zwei.

Robert sammelte einen Augenblick seine Gedanken.

„Verstehe mich wohl," sagte er dann in einem sehr kalten Tone und indem er seinen Wein von Nantes in kleinen Zügen schlürfte. „Es ist hier ein sehr reicher junger Mann von sehr vornehmer Herkunft, der mit seinem Bedienten eine Reise macht."

„Wo denn?" fragte Blaise, während er seinen Blick unwillkürlich im Zimmer umherschweifen ließ.

„Gieb Dir nicht die Mühe, ihn zu suchen," antwortete der Amerikaner. „Der reiche junge Mann und sein Bedienter, das sind wir: Du und ich."

„Ach!" rief der Täuscher aus und sein Mund blieb weit geöffnet.

„Wir haben nur einen Rock," fuhr Robert in erklärender Weise fort, „und doch muß man sich sehen lassen können, wenn man etwas ausrichten will."

„Das ist wahr," versetzte der Täuscher, der nur von ferne den Plan seines Kameraden durchschaute; „aber das kann lange dauern, und wenn einmal das Lustspiel begonnen hat, können wir die Rollen nicht mehr wechseln, wie bisher.

Blaise spielte hier auf die billigen und brüderlichen Regeln

Digitized by Google

an, welche bei ihrem Bündniſſe galten. Sie hatten beide Paris verlaſſen, wo ihre Induſtrie vielleicht einer jener Kriſen erlegen war, welche von Zeit zu Zeit eine ganze Heuſchreckenwolke wackerer Jungen ihrer Art nach der Provinz hinaustreiben. Man hatte ihnen von der Bretagne erzählt, von dieſem Paradieſe, wo alte Treue und alter Glaube noch wohnten, bis wohin das Mißtrauen noch nicht gedrungen ſei. Sie waren daher träumend von Gewinnſten, nach der Bretagne geeilt, wie Pizarro einſt und Cortez nach den Ländern der Inkas und des Montezuma. Aber von Paris bis Redon iſt ein langer Weg, und ſie hatten mehr, als ein Mal, unterwegs einkehren müſſen. Nach und nach hatten ſie Alles verſilbert. Seit der letzte Rock verkauft war, um die Bedürfniſſe der Reiſe beſtreiten zu können, theilten ſich die beiden Gefährten brüderlich in die Wohlthaten des einzig noch übrigen Ueberrocks. Jeder trug einen Tag die faſt noch neuen Beinkleider, den ſchwarzen Hut und die übrigen Reſte eines bürgerlichen Anzugs. Den andern Tag trug er dann die plumpen zerriſſenen Stiefeln, die Bluſe und die alte Kappe.

Robert ſetzte ſein leeres Glas auf den Tiſch.

„Es handelt ſich darum, Reichthum zu erlangen," ſagte er mit Nachdruck, aber ohne darum lauter zu ſprechen; „ſeit mehren Monden trage ich bereits den Plan dazu in meinem Kopfe mit mir herum. Ich möchte gern den Plan endlich zur Reife bringen, aber wären wir nicht am Rande des Grabens, ſo würde ich doch noch warten. —"

„Was das betrifft," unterbrach ihn Blaiſe, „ſo liebe ich die raſche That; allein es bleibt zu beſtimmen, wer der Herr, und wer der Diener ſein ſoll."

Der Amerikaner ſchob die Hand unter die Bluſe und zog ein Spiel Karten hervor, deren Ausſehen auf einen langen Gebrauch deutete.

„Man kann das ausſpielen," ſagte er.

Der Täuſcher blickte mit einem gewiſſen Mißtrauen auf die Finger ſeines Gefährten, welcher bei der Miſchung der Karten eine ungemeine Behendigkeit entwickelte.

„Hm!" machte er und ſchüttelte den Kopf; „Du ſpielſt verteufelt gut, Robert."

Dieſer war endlich mit dem Miſchen der Karten fertig.

„Es giebt noch ein anderes Mittel," verſetzte er halblaut; „wer wollen theilen und uns trennen."

Blaiſe zog die Brauen zuſammen und antwortete nichts.

„Einen Entſchluß müſſen wir faſſen!" nahm der Amerikaner in entſchiedenem Tone wieder das Wort. „Du wirſt mir ohne Zweifel von großem Nutzen ſein können, im Grunde weiß ich doch noch nicht, wozu ich Dich gebrauchen ſoll! — Brauchſt mich nicht ſo verwundert anzuglotzen! — wenn Dir das Geſchäft nicht anſteht, ſo gebe ich Dir Dein Wort zurück."

„Sehr gütig," brummte Blaiſe; „ich will doch lieber ſpielen."

„Bedenke wohl! — es handelt ſich hier nicht um einen Tag, und auch nicht um eine Woche — es kann lange dauern, wie Du ſelbſt bemerkt haſt, und iſt erſt einmal das Geſchäft eingeleitet, dann wehe dem, der zurücktritt!"

„Aber," warf der Täuſcher ein, „der Verlierende wird doch nur zum Schein Bedienter?"

„Nicht bloß zum Schein! Wenn wir mit einander allein ſind, dann ſind wir allerdings ſo gute Freunde, wie nur je bis-

Digitized by Google

her — allein, sobald es sich um das Geschäft handelt, muß der Herr dem Diener befehlen können, und der Diener dem Herrn gehorchen."

„Teufel!" rief Blaise aus und kratzte sich hinter den Ohren.

„Was das Benehmen des Bedienten in Gegenwart von Fremden anbetrifft, so habe ich wohl nicht nöthig, darüber ein Wort zu verlieren."

„Gewiß nicht."

„So lange also das Geschäft dauert, von dem ersten Tage bis zum letzten, Achtung und Gehorsam!"

„Aber," warf abermals Blaise ein, „offen herausgesagt, wie lange kann das Geschäft sich hinschleppen?"

„Das weiß ich nicht."

„Einen Monat?"

Die Schulter des Amerikaners gab eine sehr verständliche Antwort.

„Sechs Monate?" fragte Blaise weiter; „das ist wohl nicht möglich!"

„Sechs Monate — ein Jahr — zwei Jahre," antwortete Robert; „es läßt sich nichts Bestimmtes sagen."

„Bist Du aber auch ganz gewiß, daß Du die Partie gewinnst?" rief Blaise aus, indem er seine großen blauen Augen auf den Gefährten heftete.

Ein kaum bemerkliches Lächeln schwebte über die Lippen des Amerikaners, welcher zwei oder drei Secunden mit der Antwort zögerte.

„Ich rechne darauf," sagte er endlich in dem Tone einer überzeugenden Freimüthigkeit. „Warum sollte ich auch nicht

hoffen? Aber wenn ich auch zehn Mal verlieren ſollte, ſo würde ich doch das Spiel wagen. Was will das auch ſagen: ein Jahr oder zwei arbeiten und ſich mühen zu müſſen! Und wird es denn der Herr beſſer haben, als der Diener? — Höre, ich fühle, daß ich in dieſem abenteuernden Leben nicht an meinem Platze bin; ich ſehne mich nach Ruhe und einem anſtändigen Leben. Ich blicke daher nach dem Ziele, ohne die Länge des Weges zu meſſen. Zum Teufel, mein Junge, 's iſt ein biſſel Philoſophie von nöthen! Wenn man die angenehme Ausſicht hat, früher oder ſpäter des Hungertodes zu ſterben, dann rechnet man ganz anders, als der Millionair. Ich habe nichts und frage mich daher nur: was ich nicht thun würde, um irgend etwas zu erlangen."

Der Täuſcher billigte die Rede des Gefährten mit einem Kopfnicken.

„Ich bin kein Dieb," fuhr Robert fort, der während des Redens immer feuriger wurde; „nein, wahrlich nicht. Ich ſuche nur meinen Ehrgeiz darin, mich als ein Mann von Geiſt zu zeigen, der nie in Verlegenheeit kommen kann, das iſt Alles! Wer aber Geiſt und Muth hat, findet allerwegen ein Löchelchen, durch welches er ſchlüpfen kann. — Man ſucht lange; die Narren klagen einen an, daß man ein Träumer und Projectenmacher ſei; aber die Gelegenheit kommt und — man wagt friſch!"

„Das kann auch ſeine gute Seite haben," ſagte Blaiſe.

„Was kümmere ich mich um ein Jahr oder zwei!" fuhr der Amerikaner wieder fort. „Wir ſind noch jung, und was mich betrifft, ſo werde ich, wenn das Spiel zu Ende, noch immer nicht einmal das Alter zum Wahlmann haben."

„Zum Wahlmann?" wiederholte Blaiſe.

Digitized by Google

„Ja, denn ich denke auch ein Wenig an die Politik. — Aber das iſt wieder eine Sache für ſich. — Wo blieben wir ſtehen?“

„Gieb die Karten,“ forderte der Täuſcher auf, nicht ohne eine letzte Spur von Beklommenheit, „aber vergiß nicht, daß Du mit meinem Bruder ſpielſt.“

Der Amerikaner warf ihm mit ſtolzer Miene die Karten zu.

„Gieb ſelbſt,“ ſagte er, „wenn Du Furcht haſt.“

Und während Blaiſe miſchte, fuhr er fort:

„Wir ſind mit einander im Reinen, nicht wahr? — Wir wiſſen, um was wir ſpielen.“

„Nicht ſo ganz,“ antwortete Blaiſe, „und man muß wahrhaftig erſt ſo abgeriſſen ſein, wie wir es ſind, um ein oder zwei Jahre des Lebens auf das Spiel zu ſetzen, ohne die Gewißheit zu haben —“

„Zwei Jahre oder auch noch mehr,“ unterbrach ihn Robert; „ich ſehe, daß Du die Partie begriffen haſt.“

„Was ſpielen wir denn?“ fragte der Täuſcher.

„Was Du willſt.“

„Du verſtehſt alle Spiele zu gut.“

„Kannſt ja ein neues erfinden.“

Blaiſe dachte einen Augenblick nach.

„Nun,“ ſagte er endlich, „ich werde ſieben Karten ohne Trumpf geben, und wer die wenigſten Stiche macht, hat gewonnen.“

„Abgemacht!“

Der Amerikaner hob äußerſt gleichgiltig ab und Blaiſe gab die Karten.

Digitized by Google

Die vierzehn Karten fielen eine nach der andern; Robert hatte drei Stiche und der Täuſcher vier.

„Du haſt betrogen!“ rief der Letztere und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

Robert ſchob die Karten zurück.

„Ich habe offenes Spiel geſpielt,“ antwortete er, „und ich will Dir auch ſagen, warum? Es war mir gleichgiltig, ob ich verlöre oder gewönne, denn bei unſerm Vorhaben wird der Herr einen ſehr ſchweren Stand haben. — Nicht drei Tage, und Du würdeſt mich ſelbſt gebeten haben, die Rollen zu tauſchen! — Nun, mein Sohn, entkleide Dich!“

Indem der Amerikaner dieſe Worte ſagte, warf er ſeine Bluſe ab, ſeine Beinkleider und ſeine alten Schuhe.

Blaiſe beeilte ſich nicht beſonders.

„Mich friert,“ ſagte Robert „Es wäre doch ſchade, wenn es zwiſchen alten Freunden zu Unannehmlichkeiten kommen ſollte.“

Der Täuſcher hatte augenſcheinlich eine größere Muskelkraft, aber dennoch machte die verblümte Drohung einigen Eindruck auf ihn, denn er begann ſich langſam ſeiner anſtändigen Kleidung zu entledigen.

Robert zog mit unverhehlter Freude die Stiefeln an.

„Du biſt ſehr krank;“ ſagte er, indem er ſeinen Anzug beſchleunigte; „Du ſollſt gute Wohnung, gute Speiſe, gute Kleidung erhalten, und das Glück wird Dir im Schlafe kommen — denn wir werden brüderlich theilen.“

„Und wenn Alles zu Waſſer wird —?“ ſeufzte Blaiſe.

Robert fuhr in den Ueberrock.

„Höre,“ ſagte er und warf einen Blick in den kleinen

Digitized by Google

Spiegel, welcher über dem Kamine hing; „das fängt ganz gut an, und ich habe so viel Vertrauen, daß ich Dir verspreche, Dein Bedienter werden zu wollen, wenn Du nach beendigtem Geschäfte nicht zufrieden bist.“

„Ist das ein Wort?“ fragte Blaise.

„Ein Wort!“

„Und Du wirst mir eben so lange dienen, wie ich Dir gedient haben werde?“

„Eben so lange.“

„Ich gebe Dir zu bedenken, Herr Robert, daß ich diesen Vortrag nicht vergessen werde! — Nun erkläre Dich des Weitern, und lieber zwei Mal, als ein Mal, denn der Teufel soll mich holen, wenn ich den Plan des Possenspiels errathe.“

Der Wechsel der Kleidung war vollbracht und in der That schien es, als seien nun die Dinge weit logischer geordnet. Jeder der beiden Kameraden war nun auf seinem Platze: der Amerikaner hatte das Aussehen eines Herrn, in der weitesten Bedeutung des Wortes, und die Bluse paßte dem Täuscher wie ein Handschuh.

„Das wird sich von selbst erklären,“ antwortete Robert, „und in einer Viertelstunde wirst Du so viel wissen, wie ich; aber vor allen Dingen bleiben noch einige Kleinigkeiten zu ordnen. Zunächst — ich weiß, daß Du zu vernünftig bist, um die Sache von der falschen Seite zu betrachten — zunächst also würde es mir lieb sein, wenn Du mich nicht ferner Duzen wolltest.“

„Ach!“ machte Blaise.

„Das ist eine Klugheitsmaßregel, verstehst Du wohl? —

Digitized by Google

Du könntest Dich einmal in Gegenwart anderer Leute vergessen."

„Man wird Sie zu Dir sagen, Herr Robert."

„Schön! — Was aber nun diesen Namen betrifft, so eignet er sich ebenfalls nicht mehr für mich. Wenn man von etwas vornehmerer Geburt ist, so heißt man nicht mehr Robert; es ist nöthig, auf jede Weise seinen Rang in der Welt zu bezeigen und zwar nach landesüblicher Weise. In London zum Beispiel hieß ich Robert Wolf."

„Englisch genug!" sagte Blaise.

„In Italien nannte man mich Gaëtano."

„Wohlklingend genug."

„In Wien Belowsky."

„Knotig genug. — Donner und Doria! ich will wenigstens der Bediente eines Mannes von Stand und Rang sein. Nenne Dich Baron von und so weiter."

„Bah!" machte der Amerikaner; „man würde mich für einen Unterpräfect aus der Kaiserzeit halten! — Ueberdieß sind die Titel zu verbraucht. Ich werde mich ganz einfach Robert de Blois nennen. Das klingt einfach und schmeckt nach altem historischen Adel. Noch ein Glas, Freund Blaise, und dann werden wir unsere Rollen beginnen."

Er füllte zwei Gläser bis an den Rand und erhob dann sein Glas, als wollte er einen Toast ausbringen.

Seine Blicke fielen durch die Scheiben des Fensters nach dem Hafen Saint-Nicolas und schweiften dann über die Gefilde der niedern Loire, welche sich in endlose Ferne bis über die Vilaine hinaus erstreckten. Die herbstliche Sonne senkte sich

Digitized by Google

in Westen und goß ein röthliches Licht über die Landschaft aus. Robert schien in plötzliches Nachdenken zu versinken.

„Ein schlechtes Land für arme Teufel, das ist wahr," murmelte er; „aber da sind ja schöne Landgüter und hübsche Häuser! — Ein vernünftiger Mann könnte hier glücklich sein, wie der Fisch im Wasser. — Wer weiß, ob nicht eins dieser Landgüter unserm wackern Herrn von Penhoël gehört!"

Blaise konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich weiß nicht, was Du thun willst," sagte er; „aber Du besitzest eine ungemeine Stärke darin, einen Witz auszudenken, und ich habe deßhalb gute Hoffnung — Der gute Herr Landjunker! — Ist mir doch, als sähe ich ihn vor meinen Augen!"

„Und mir ist es eben so."

„So ein fünfundfunfzig bis sechszig Jahr!"

„Lieber sechzig."

„Kahles Vorderhaupt"

„Zwei Büsche graue Haare an den Schläfen."

„Goldne Brille."

„Detto Tabaksdose."

„Brauner Rock. —"

„Schuhe mit Schnallen."

„Seine Frau eine ehrbare Dame. —"

„Welche vor den Zeiten der constituirenden Versammlung im Rufe hoher Schönheit stand."

„Trocken und steif, wie ein Familienbild."

„Die ihn zum Vater von acht oder zehn Kindern gemacht hat, welche sämmtlich groß und blühend sind."

Blaise erhob sein Glas.

Digitized by Google

„Vierzigtausend Livres jährlicher Einkünfte sollen leben!“ sagte er.

Robert trank und leerte sein Glas in einem Zuge.

Dann richtete er sich plötzlich auf und schüttelte sein dichtes schwarzes Haar.

„An das Werk!“ rief er aus. „Je nach den Umständen können wir noch einen sehr bewegten Abend haben. Von diesem Augenblick an tretet Ihr Euren Dienst an, Blaise.“

„Ich erwarte die Befehle des Herrn,“ sagte der Täuscher, um dessen Mundwinkel noch die letzten Spuren eines zweifelsüchtigen Lächelns spielten, dessen Blick dagegen eine ganz besondere Neugierde verrieth.

„Ihr könnt hinuntergehen,“ sagte der Amerikaner in befehlendem Tone; „ohne daß Ihr etwas zu thun scheint, begebt Euch auf die Straße und seht nach dem Schilde des Gasthauses.“

„Bis jetzt scheint es mir noch nicht, als hätte ich Großes zu thun,“ versetzte Blaise.

„Ein Mal für alle Mal,“ antwortete Robert im Tone der gewöhnlichen Vertrautheit, „Du mußt die feste Ueberzeugung hegen, daß ich nach einem vernünftigen Plane handle, und daß jeder Auftrag, den ich Dir geben kann, von Wichtigkeit ist. — Lache, so viel Du willst, aber vollziehe buchstäblich meine Befehle, sonst stehe ich für nichts. — Du gehst also, machst Dich mit der Bezeichnung des Gasthauses bekannt und meldest mir den Namen des Wirthes. Bei Deiner Rückkehr bittest Du den braven Mann, daß er zu mir komme, mit mir ein Wenig zu plaudern. — Nun gehe!“

Blaise ging.

Digitized by Google

Als der junge Herr von Blois in dem Zimmer allein zurückgeblieben war, ging er mit heftigen Schritten auf und nieder.

Sein Kopf arbeitete gewaltig und Worte ohne Zusammenhang enteilten bisweilen seinen Lippen.

Er war in der That ein ganz bemerkenswerther Cavalier. Der Ueberrock, welcher vordem Blaise's breite Schultern beengte, umschloß weit passender die schlanke und doch kräftige Anmuth seines Wuchses. Es lag Klugheit und Willensfestigkeit in den regelmäßigen Zügen seines gebräunten Antlitzes, doch sein Auge hatte in diesem Augenblick, wo er sich völlig unbeobachtet wußte, mehr, als je, den auffallenden Ausdruck der Unstetigkeit, welcher seine Physiognomie entstellte. Man las in seinem beweglichen und wie zitternden Auge eine Art krankhafter Aufregung, während die sonstige erzwungene und eingeübte Keckheit des Blickes ganz verschwand.

Ein solcher Mann mochte viel wagen, aber er mußte zittern, wenn er etwas wagte.

Zwei oder drei Mal unterbrach er seine hastige Wanderung, um vor dem Bette stehen zu bleiben, auf welchem seine Reisegefährtin lag. Die schöne Lola schlief noch immer, erliegend der nachhaltenden Wirkung ihrer übermäßigen Anstrengungen. Der Gang am Vormittage war ein zu weiter gewesen; selbst Robert und Blaise, diese kräftigen jungen Männer, hatten gekeucht und waren der Ermattung fast erlegen.

Es war nun schon mehre Tage her, daß die arme Lola auf ununterbrochener Wanderung war und die scharfen Kiesel der Landstraßen in der Bretagne ihre kleinen, reizenden Füße blutig drückten.

Digitized by Google

So oft Robert vor dem Bette ſtehen blieb, überließ er ſich drei oder vier Secunden der Bewunderung, in welche ihn die Schönheit des jungen Weibes verſetzte. Sein Blick ſchien die braunen Ringel des üppigen Haarwuchſes zu zählen, welcher ſich über Lola's Kopfkiſſen ergoß. Er bewunderte mit dem Auge eines Kenners das reine und anmuthige Oval ihres Antlitzes, ihre dichten und langen Wimpern und die hinreißende Nachläſſigkeit, welche der Schlaf ihrer Lage aufprägte.

Allein bei dieſen Beobachtungen und Betrachtungen verrieth Robert auch nicht ein Fünkchen Liebe. Sein Auge blieb kalt, und man hätte ihn faſt für einen Sclavenhändler halten können, welcher die hohen Reize einer Cirkaſſierin prüft, welche an Bord eines türkiſchen Korſaren zu verkaufen iſt.

Als er den Vorhang wieder zufallen ließ, irrte ein zufriedenes, aber flüchtiges Lächeln über ſeine Lippen.

Dann ſetzte er ſeine furchtreichen und aufgeregten Betrachtungen weiter fort; ſeine Augenlider zitterten, ohne daß er es wußte; ſein Blick nahm eine fieberhafte Unruhe an.

Die Thür öffnete ſich. Der Gaſtwirth und Blaiſe traten ein.

Bei dem Geräuſch, welches die Eintretenden machten, nahmen Roberts Züge plötzlich einen ganz andern Ausdruck an, als wäre eine geheime Feder die Urſache dieſer ſchnellen Veränderung. Sein Auge wurde ruhig und nahm einen lächelnden Ausdruck an. Man hätte meinen ſollen, er wäre einer jener glücklichen Menſchen, welche ohne Kummer und ohne Sorgen durch das Leben wandeln. Der Gaſtwirth, welcher mit dem Käppchen in der Hand an der Thür ſtehen blieb, mochte wohl

Digitized by Google

aus dem Aeußern auf einen vornehmen Herrn ſchließen, denn er machte die höflichſte Verbeugung, welche ihm zu Gebote ſtand.

Robert begrüßte ihn mit herablaſſender Freundlichkeit und ſetzte ſich dann neben den Kamin.

„Treten Sie näher, mein lieber Herr," ſagte er.

Blaiſe, welcher dem Gaſtwirth vorangeſchritten war, trat neben Robert uud ſagte ihm nur die zwei Worte in das Ohr:

„Herr Géraud."

Der Amerikaner dankte mit einem Kopfnicken.

„Treten Sie doch näher," wiederholte er. „Sie müſſen mir verzeiben, daß ich Sie ſo ohne Umſtände beläſtigte, allein ich habe Sie nach Vielem zu fragen, lieber Herr."

Die Bewohner der Hoch-Bretagne ſind faſt eben ſo mißtrauiſch, wie die Normannen; es iſt eine harte Aufgabe, ihnen das erſte Wort zu entlocken. Iſt dagegen erſt ein Mal das Eis geſchmolzen, ſo wird man oft nur zu reich entſchädigt.

Der Gaſtwirth war ein alter Mann, wohl gekleidet und von ſehr anſtändigem Ausſehen. Seine kleinen grauen Augen hatten jenen verſchloſſenen Blick, welcher bei Landleuten nicht durchaus unvereinbar mit Offenherzigkeit iſt.

Er blieb zwiſchen Blaiſe und Robert ſtehen. Ohne ſich etwas merken zu laſſen, betrachtete und prüfte er ſeine neuen Bekannten von allen Seiten. Sein Käppchen, welches er zwiſchen den Fingern drehete, diente ihm, um eine Haltung zu gewinnen, und aus der ſchwarzen Spitze ſeiner Pfeife, welche er in die weite Taſche ſeiner Weſte geſteckt hatte, ging noch in einem dünnen Strahle ein Rauchwölkchen hervor.

„Ach so!“ sagte er als Antwort auf Roberts einleitende Bemerkung.

Zugleich machte er eine Verbeugung.

„Nach Vielem,“ wiederholte der Amerikaner. „Ich möchte fast wetten, daß Sie sich gar nicht träumen lassen, einem alten Bekannten gegenüber zu stehen!“

„Ei, ei!“ versetzte der brave Mann und öffnete seine Augen, so weit er konnte.

„Sie wundern sich,“ nahm der Amerikaner das Wort, indem er seine herablassende Freundlichkeit verdoppelte. „Sie erinnern sich nicht, daß Sie mich schon früher gesehen haben? Freilich verstehe ich das auch anders. — Blaise, mein Junge, Du kannst Dich setzen — auf der Reise macht man keine Umstände. — Aber erst reich' unserm Wirthe einen Stuhl. — Mein lieber Herr, keine Umstände, es ist Platz genug da für Drei.“

Der Gastwirth und Blaise setzten sich.

„Wenn ich Ihnen sage, daß Sie ein alter Bekannter für mich sind,“ nahm Robert wieder das Wort, „so will ich damit sagen, daß ich schon früher viel von Ihnen gehört habe.“

„Ei ja!“ versetzte der gute Mann.

„Sie sind der Vater Géraud, Gastgeber zum gekrönten Bock!“

„Das steht Alles auf meinem Schilde,“ murmelte der Gastwirth.

Blaise, der weiter nichts zu thun hatte, als den stummen Beobachter zu spielen, wandte sich ab, um ein Lächeln zu verbergen.

Der Amerikaner that, als hätte er nichts gehört.

„Ihr Gasthaus ist das beste in Nedon,“ fuhr er fort,

Digitized by Google

„und Sie sind der aufrichtigste Mann im Departement der Ille und Vilaine."

Der Gastwirth lächelte unbemerklich; der Lobspruch schmeichelte ihm auf das Angenehmste, allein seine alte Klugheit rieth ihm ein zurückhaltendes Benehmen.

„Und das hat man mir nicht etwa hier in der Nähe gesagt, Vater Géraud," nahm abermals Robert das Wort. „Auch nicht in Vannes, noch in Nantes, noch in Rennes."

„Vielleicht in Saint-Brieuc?" fragte der gute Mann.

„Auch nicht! — noch weit ferner von hier! — Vater Géraud, Sie sind selbst in Paris bekannt!"

Paris ist der zauberische Ort, den die Provinz verachtet und doch auch anbetet. Der Herr des gekrönten Bockes erhob seine grauen Augen, aus denen eine Mischung bescheidenen Stolzes und unumwundener Neugierde leuchtete.

„Ach!" rief er aus; „in Paris! in der großen Stadt! — Und wer spricht denn dort von dem Vater Géraud?"

„Daß Dich der Teufel!" dachte der Täuscher.

Robert lächelte und legte den Ausdruck eines zarten Vorwurfs in dieses Lächeln.

„O, Herr Géraud! Herr Géraud!" sagte er. „Der gute Junge würde sich schon betrüben, wenn er Sie diese Frage thun hörte. — Sie haben doch viele Freunde in Paris?"

„Keineswegs!" antwortete der Gastwirth; „ich kenne dort durchaus Niemand!"

„Das ist fatal," dachte Blaise; „eine schlechte Geschichte!"

„Nun," fuhr Robert fort, „wenn ich von Ihnen erzählen hörte, wäre mir nie in den Sinn gekommen, daß Sie ihn hätten vergessen können."

Digitized by Google

„Aber, mein Gott, wen meinen Sie denn?“

„Also soll ich Ihnen erst seinen Namen nennen?“ fragte Robert langsam, als hätte er dem undankbaren Freunde Zeit lassen wollen, sich zu erinnern.

Nicht ein Schatten von Verlegenheit zeigte sich in seinen ruhigen und lächelnden Zügen. Blaise dagegen, welcher sah, daß die kühne Lüge der Gefahr der Entdeckung bloßgestellt war, welcher befürchtete, daß das Lustspiel schon beim ersten Auftritte durchfallen möchte, vermochte kaum seine Beklommenheit zu verhehlen.

Während er auf die Unklugheit seines Kameraden zürnte, betrachtete dieser fortwährend den Gastwirth, welcher alle seine Erinnerungskräfte aufbot und seinen Gedächtnißkasten durchsuchte.

„Daß mich der Gripi verbrenne!“ *) brummte der gute Mann.

Robert unterbrach ihn, indem er wiederholte:

„Ach, Herr Géraud!“

Dann fuhr er in einem fast strengen Tone fort:

„Wenn Sie sich nicht binnen einer Minute errinnert haben, werde ich Ihnen seinen Namen nennen — und Sie werden sich dann im Tiefinnersten schämen, ihn vergessen zu haben!“

Es lag eine so herrliche Offenheit in Roberts Betonung, daß selbst Blaise nicht mehr wußte, was er denken sollte.

Was den Gastwirth betraf, so zerbrach er sich immer mehr den Kopf.

---

*) Bretagnischer Fluch: „daß mich der Teufel hole!“

Digitized by Google

„Bin ich ein Lump!“ rief er plötzlich aus und versetzte sich einen heftigen Schlag mit der Faust vor die Stirn.

Erst in diesem Augenblick hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken mögen, wie groß Roberts Angst gewesen war.

Er athmete tief auf. Das war aber nur die Sache einer Secunde und seine Züge verriethen nicht die mindeste Ueberraschung.

„Ein Lump!“ wiederholte der gute Mann; „das ist wahrhaftig und wahr! — Ohne Joseph Gautier wäre ich mit dem Gewehr auf der Schulter in die Rhede von Brest gefallen! Ich wette, daß es Joseph Gautier ist, den Sie meinen.“

„Sie haben es errathen,“ antwortete Robert.

Blaise empfand in diesem Augenblick das Gefühl, welches ein wackerer Dilettant empfindet, wenn er einen Virtuosen ersten Ranges hört.

„Nun, Vater Géraud,“ fuhr der Amerikaner fort; „besser spät, als nie! — Der wackere Joseph hat mir wenigstens oft von Ihnen erzählt! — Sie waren früher Matrose —“

„Marinesoldat, dann Koch auf einem Weltumsegler,“ berichtigte der gute Mann.

„Brauchen Sie mir nicht erst zu sagen!“ rief Robert schnell aus; „hatte mich nur versprochen. Verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihren Lebenslauf besser kenne, als Sie selbst.“

„Mag sein,“ sagte der Gastwirth. „Ich hätte sogleich an Joseph Gautier denken sollen. — Aber, wie befindet er sich jetzt?“

„Vortrefflich, und seine Frau ebenfalls.“

„Seine Frau? Seit wann ist er denn verheirathet?“

Digitized by Google

„Seit drei Monaten. — Blaiſe, mein Bedienter, iſt ſein Brautführer geweſen.“

„Ja, ja,“ ſagte der Täuſcher, „und es ging hoch her!“

Die ehrlichen Züge des Gaſtwirthes drückten die Rückkehr eines gewiſſen Mißtrauens aus.

„Ei ſieh doch!“ murmelte er; „Joſeph Gautier war ja ſonſt ein gar feiner Herr!“

„Und daher befremdet es Sie, daß er meinen Bedienten gewählt hat?“ nahm Robert wieder das Wort.

„O!“ ſagte der Vater Géraud, „ich habe keineswegs Herrn Blaiſe beleidigen wollen.“

„Ich verſtehe Sie wohl — aber, wie Sie ihn da ſehen, iſt Blaiſe keineswegs ein gewöhnlicher Bediente. Er iſt in meiner Familie erzogen und faſt mein Freund.“

Der Vater Géraud verbeugte ſich gegen Blaiſe.

„Mag es ſo oder anders ſein,“ ſagte er, „keines Falls bedarf es gegen Sie vieler Redensarten. Da Sie von meinem alten Gautier an mich empfohlen ſind, ſo ſteht Vater Géraud und ſein Haus zu Ihrer Verfügung. — Hier iſt meine Hand — wenn ich Sie damit nicht beleidige.“

Robert beeilte ſich, ſeine Hand hinzureichen, welche der gute Mann herzlich drückte.

„Werden Sie längere Zeit bei uns zubringen?“ fragte er.

„Ich komme von Paris, wie Sie bereits wiſſen,“ antwortete Robert, „und ſogar noch etwas weiter her. Der Zweck meiner Reiſe iſt, einen Edelmann in dieſer Gegend zu beſuchen, den ich perſönlich noch nicht kenne und über den ich daher gern einige vorläufige Mittheilungen annehmen würde.“

Dieſe Worte, obgleich von anſcheinender Gleichgültigkeit,

Digitized by Google

waren dennoch welche von denen, die in den Ohren eines Bretonen allemal einen schlechten Klang haben. Zu jenen Zeiten, gleich wie auch früher und später, gab es nämlich bedeutende politische Spaltungen in der Provinz; wo aber je Bürgerkriege gewüthet haben, da ist man zu geneigt, in dem neugierigen Forscher einen Spion zu erkennen.

Vater Géraud schlug seine kleinen grauen Augen nieder, während er sein vorsichtiges „Ach so!" murmelte.

„Die genauern Erkundigungen, welche ich einziehen möchte," nahm der Amerikaner wieder das Wort, „sind übrigens sehr gleichgiltiger Natur, denn das Meiste weiß ich bereits, wie z. B.: daß die Familie von Penhoël sehr reich und geachtet ist."

„Ei, ei!" sagte der gute Mann mit einem gewissen Nachdrucke; „es handelt sich um die Penhoël?"

„Ein Auftrag, den ich an den Vicomte habe, veranlaßte mich, meinen Weg über Redon zu nehmen, anstatt mich unmittelbar nach Nantes zu begeben. — Ist es weit von hier bis Penhoël?"

„Ein gutes Stückchen Wegs," erwiederte Vater Géraud.

„Und ist der Vicomte ein so galanter Mann, wie man ihn mir geschildert hat?"

Der Herr des gekrönten Bocks zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Was das betrifft," sagte er endlich, „so sind die Penhoël stets die Ehre des Landes gewesen, seit die Welt als Welt besteht! Der Herr ist ein guter Christ; Madame ist eine Heilige. — Aber es giebt auch Leute, welche sagen, daß der Name der Penhoël noch ehrenhafter sein würde, hätte nicht der ältere Herr das Land verlassen, um, Gott weiß wohin? zu gehen."

Digitized by Google

„Ach!“ ſeufzte der Amerikaner, als wäre er ſchon zum Theil in die Geheimniſſe der Familie Penhoël eingeweiht geweſen, obſchon ihm nur ein Fetzen Papier zufälliger Weiſe die Exiſtenz derſelben verrathen hatte. „Spricht man denn noch immer von dem verſchollenen Herrn?“

„Man wird ewig von ihm ſprechen,“ ſagte der Gaſtwirth langſam und mit wehmüthiger Betonung.

„Und doch iſt er ſchon ſo lange fort!“ verſetzte Robert.

„Es wird nun bald funfzehn Jahre her ſein. Allein was wollen die Jahre, wenn man im Innerſten aller Herzen eine ſo gute Erinnerung zurückgelaſſen hat?“

Robert legte ſeine gekreuzten Hände auf die Kniee und ſchüttelte mit gerührter Miene das Haupt.

„Der arme, liebe Penhoël,“ ſeufzte er.

Der gute Géraud, welcher ſein Haupt nachdenkend auf die Bruſt hatte ſinken laſſen, fuhr lebhaft empor und richtete einen erſtaunten Blick auf Robert.

Seine Ueberraſchung war nicht größer, als die Verwunderung Blaiſe's, welcher den ganzen Auftritt mit der Neugierde eines Theaterfreundes betrachtete, der die Löſung der Schwierigkeiten bei einer erſten Vorſtellung mit Spannung erwartet. Er kannte Roberts Zweck, und ſeit dem Eintreten des Gaſtwirths ahnte er allmählich den Weg, welchen ſein Gefährte einſchlagen würde; da er ſelbſt aber unfähig geweſen ſein würde, dieſen ſchwierigen und gefährlichen Weg ohne Straucheln zu verfolgen, ſo war jeder Schritt, der dem Ziele näher führte, für ihn ein Gegenſtand der Bewunderung.

Robert wuchs in ſeinen Augen und gewann ſeit einigen Minuten für ihn heroiſche Verhältniſſe.

Digitized by Google

Er wartete auf die kommenden Dinge, indem er so gut wie möglich seine Ueberraschung verhehlte und die gleichgültige Miene behauptete, welche für seine Rolle ziemte.

„Das waren schöne Worte, welche Sie da aussprachen, Herr Géraud!“ fuhr indeß Robert fort; „ich vermag Ihnen nicht zu schildern, wie wohlthuend sie meinem Herzen gewesen sind! — Ach! wäre doch der arme Penhoël hier, daß er sie gehört hätte!“

Das ehrbare Antlitz des Gastwirthes wurde ganz bleich vor Rührung.

„Von welchem Penhoël sprechen Sie denn, mein Herr?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Von dem, welcher in diesem Augenblick fern von der Bretagne ist.“

„Von dem ältern Herrn?“ fragte Vater Géraud, indem seine Stimme noch mehr zitterte; „von Herrn Louis? — er ist also nicht todt?“

Der Amerikaner lachte laut und lustig auf.

„Meines Wissens nicht!“ antwortete er.

„Und Sie kennen ihn?“

„Mein würdiger Herr Géraud,“ antwortete Robert, indem er mit den Augen blinzte; „wozu alle die Fragen? Seit zwei Minuten haben Sie bereits errathen, daß ich mich im Auftrage des armen Louis von Penhoël nach dem Schlosse begebe.“

Blaise schürte das Feuer, um seine Begeisterung nicht merken zu lassen.

Eine Thräne rann über die Wange des Vater Géraud.

Digitized by Google

Der Abwesende.

Robert, genannt der Amerikaner, Herr von Blois, war einer von jenen Söhnen des Zufalls, von denen man nicht weiß, von wannen sie gekommen, noch welche Fäden sie an den Erdball fesseln. War er Franzose seiner Abstammung nach, war er Ausländer? Niemand vermochte darüber Auskunft zu geben. Er sprach, wie ein wahrer Pariser, wie ein Sohn der Hauptstadt selbst; aber Paris, so groß es auch ist, würde doch nimmer so zahllose Abenteurer hervorbringen können, wie sich dort, gleich wie in einem eigenthümlichen Vaterlande, drängen und häufen. Sie kommen dorthin, von nah, von fern, von allen Seiten her, herbeigezogen durch unwiderstehlichen Naturtrieb. Dann aber schwingt man sich von diesem heroischen Mittelpunkte aus, wo das Talent und die Verwegenheit in der Luft liegen, wo alle erdenklichen Ränke keimen und sprossen, wo Jeder vollendeter Komödiant werden kann, wenn er nur seine Poren den Wind der Intrigue einschlucken läßt, — dann aber, sage ich, schwingt man sich von diesem Centrum aus, gerüstet auf jegliche Weise, in die unschuldige Provinz, um sie zu erobern.

Denn, um in Paris zu glänzen, muß man Stern erster Größe sein.

Robert von Blois hatte seine Talente, aber er war doch

Digitized by Google

keiner jener Glanzgeſtirne, welche von Zeit zu Zeit die Hauptſtadt blenden, bis ſie endlich dicke Epaulettes und Herzogstitel nach dem Bagno tragen. Es giebt viel Stufen des Gewerbes. Robert konnte in der Hierarchie der Schlauköpfe kaum den höhern Bürgerſtand beanſpruchen.

Es fehlte ihm keineswegs an hervorſtechenden Talenten ;nur war er nicht vollkommen.

Um mit wenigen Worten ſeine moraliſche Bilanz zu ziehen, ſo beſaß er bei ſeiner Geſchäftsthätigkeit eine außerordentlich wünſchenswerthe Kälte des Herzens, vielen Tact und einen bedeutenden Antheil jener ſchlauen Gewandtheit, welche aus dem Tiefinnerſten der verſchloſſenſten Seele ein Geheimniß zu erangeln verſteht. Er beſaß dabei Ruhe, Geiſt und Eleganz. Unter ſeinen Mängeln ſtand obenan eine angeborne Unentſchloſſenheit, welche nur in den verzweifeltſten Lagen ſchwand. Galt es, zwiſchen Tod und Sieg zu wählen, dann war Robert vorzugsweiſe geeignet, einen Kampf zu beginnen und zu leiten. Der Hunger machte ihn zum Genie.

Sobald er aber etwas zu verlieren hatte, wandelte ſich ſeine Kühnheit in Schlaffheit um. Er blieb auf halbem Wege ſtehen, weil er zu ſehr fürchtete, die ſchon erlangten Vortheile wieder verlieren zu können.

Sank er dann zu den tiefſten Tiefen ſeines Elends wieder zurück, ſo wurde er auch wieder Mann. Sein feiner Geiſt ſchärfte ſich, Pläne ſprudelten in ſeinem Gehirne empor, und wehe dann allen nicht hinreichend bewachten Thalern!

Kurz, er war offenbar ein Abenteurer zweiten Ranges, aber höchſt gefährlich und im Stande, wenn er ſeine Stunden hatte, die höchſte Gewandtheit ſeiner Zunftgenoſſen zu erreichen.

Digitized by Google

Seit zehn Jahren war er bereits im Dienſte, denn mit dem funfzehnten Jahre hatte er Anſtellung bei einer dem Galgen entgegen reifenden Truppe gefunden.

Seitdem hatte er bald als Gemeiner, bald als Hauptmann gearbeitet, war bald reich, bald arm geweſen, hatte bald die Intriguen der hohen Schule ausgebeutet oder war auch wieder zu den Liſten des gemeinen Betrugs hinabgeſtiegen und hatte um weniger Franken willen ſeine Freiheit auf das Spiel geſetzt.

Er bildete ſich indeß dabei immer weiter aus und entwarf geſetztere Pläne. Sein Ziel ſtand dahin, hinreichend zu ſtehlen, um dereinſt mit einer liebenswürdigen und ſchönen Frau auf ihm zu eigen gehörenden Schloſſe den ehrlichen und angeſehenen Mann ſpielen zu können.

Robert verachtete nämlich die gemeine Welt.

Blaiſe und er hatten einander in Paris kennen gelernt, weil ſie Beide in Beziehungen zu einem gewiſſen de Bibandier ſtanden, einem Hehler, welcher unlängſt nach dem Bagno von Breſt gegangen war, um für ſeine Gefälligkeiten zu büßen. Blaiſe war ein Betrüger, wie man ſie dutzendweiſe finden kann, weniger verhärtet vielleicht, als Robert, vielleicht auch weniger furchtſam von Natur, aber ohne jenen künſtlichen und erprobten Muth, welchen ſich der Amerikaner einzig durch die Kraft ſeines Willens zu verleihen verſtand.

Beide hatten ihre Kriegsnamen auf dem Kampfplatze erworben, wie einſt Scipio der Afrikaner und der große Fabius.

Beide hatten beſondere Arten des Diebſtahls, welche in unſern Tagen männiglich bekannt ſind, wenn nicht erfunden, doch beträchtlich vervollkommnet. Um aber den beſondern Sinn

Digitized by Google

der Spitznamen: der Amerikaner und der Täuscher zu verstehen, reicht es hin, die Gazette des Tribunaux nur drei Mal im Leben gelesen zu haben.

Was aber Lola betraf, so hatte sie Robert von einer Seiltänzertruppe genommen, für die sie tanzte, um nicht geprügelt zu werden. Sie war damals 18 Jahr.

Niemand hatte sich jemals die Mühe genommen, sie über Recht oder Unrecht zu belehren.

Es würde schwierig gewesen sein, zu durchschauen, was im Innersten des Herzens dieses armen schönen Mädchens vorging. Betrachtete man ihre Marmorstirn und die kalte Verwegenheit ihrer großen schwarzen Augen, aus denen bisweilen eine verstellte, üppige und doch kalte Wollust leuchtete, so hätte man glauben sollen, Gott habe vergessen gehabt, hinter so viel Schönheit ein Herz zu setzen.

Heute hatte Robert eine seiner Kraftstunden. Seine leere Tasche und der drohende Hunger spornten ihn. Aber der Kampf kündete sich als ein harter an, und Robert erinnerte sich nicht, je einen gefährlichern bestanden zu haben. Es bargen in diesem Augenblick sein freies Benehmen und seine heitern Züge die gewaltigsten Anstrengungen, die er vielleicht in seinem Leben gemacht hatte.

Das galt eine Arbeit, die keinen Augenblick aussetzen konnte, einen stummen Kampf ohne Waffenstillstand und Ruhe. Er saß da und lächelte, erspähete aber dabei jedes Wort des guten Gastwirths, deutete jeden Blick und verschwendete die vollendetste Gewandtheit, um sich aus dem geringsten Umstande eine Handhabe zu schaffen.

Man kann nicht sagen, daß er bis dahin ohne vorherge-

Digitized by Google

gangene Ueberlegung gehandelt hätte. Alles, was er gewagt hatte, war das Resultat einer Berechnung; gewiß ist aber, daß ihn seine verzweifelte Lage zu schnell in diese gefährliche Prüfung getrieben hatte.

Ohne Waffen und lediglich mit dem Muthe der Verzweiflung hatte er den Kampf begonnen. Es war das ein Feldzug, der allerdings vielleicht gewonnen werden konnte, aber doch, mit kaltem Blute betrachtet, tausend Mal mehr Aussicht auf eine Niederlage darbot.

Solche Lagen verbessern sich bisweilen unter den Händen eines gewandten Spielers; eine kluge Schwenkung kann das Glück erzwingen. Je weiter sein Blick drang, desto größer fühlte sich Robert, desto mehr Kraft gewann er. Sein Plan, abgeschmackt und von unmöglichem Erfolge anfangs, begann fast ein vernünftiger zu werden, so geschickt hatte er die ersten Schwierigkeiten besiegt.

Schon war er nicht mehr der Narr, welcher zufällig den Namen eines Mannes sieht und unbesonnen ausruft: „Da giebt es eine Beute für mich!“ Die verschlossene Pforte des Schlosses Penhoël öffnete sich für ihn allgemach.

Er hatte schon die Hälfte eines Geheimnisses erobert!

Viele Dinge vermochten aber noch seinen lockern Plan vereiteln und das Gebäude seiner Lügen in ein Nichts zurückzuführen; aber bis jetzt war er keck durch die Finsterniß vorwärts geschritten und sein kluger Fuß hatte alle Hindernisse des unbekannten Weges vermieden.

Als Blaise diesen ungehofften Anfang sah, glaubte er schon alle Schwierigkeiten überwunden und vermochte kaum seine Freude zu zügeln.

Digitized by Google

Der Amerikaner dagegen hatte noch keine Zeit, sich zu freuen. Er hatte ganz und gar nur mit seinem Geschäfte zu thun, und seine Luchsaugen befragten ohne Unterlaß das Antlitz des Vater Géraud, welches sein einziger Compaß war.

Es blieb ihm noch so viel zu errathen übrig! Und der Weg, auf welchem er erst so wenige Schritte versucht hatte, war noch immer so geheimnißvoll!

Er mußte zum Beispiel erfahren, was die stille Thräne zu bedeuten hatte, welche über die Wange des guten Mannes rann.

Robert wartete einige Secunden, dann rückte er seinen Stuhl näher, ergriff, ohne ein Wort zu sagen, die Hände des Gastwirthes und drückte dieselben in den seinigen.

„Sie haben ihn auch lieb?" sagte er mit gedämpfter Stimme, indem er meisterhaft eine tiefe Rührung erheuchelte.

Vater Géraud wandte das Haupt ab, um seine feuchten Augen zu verbergen.

„Donnerwetter!" rief er aus; „ich bin wahrhaftig kein altes Weib, kann aber doch die Thränen nicht zurückhalten! Herr Louis war gleichsam, wie mein Sohn! Ich habe ihn so manches Mal auf meinen Knieen getänzert, wenn der Commandant auf Urlaub nach dem Schlosse kam! Zwanzig Jahre habe ich unter den Befehlen des Vaters der jungen Leute gedient, mein Herr, und wer, wie ich, den Commandant zwei oder drei Dutzend Mal auf dem Vorderdeck in seiner Staatsuniform als Schiffscapitain gesehen, wie er einem Engländer die Raaen und Masten zerschoß, der hätte ihm Leib und Seele übergeben. — Und dabei war er so gut!"

Digitized by Google

„Ich habe von dem Commandant von Penhoël erzählen gehört," unterbrach ihn Robert.

„Das glaube ich! wer hätte nicht von ihm gehört! — Ach, das war noch gute Zeit! — Aber er ist todt, und derjenige seiner Söhne, welcher ihm am meisten glich, hat an einem schönen Tage unsere Betragne verlassen, um nie wiederzukehren — der Andere —"

„Ist der Andere seines Vaters nicht würdig?" fragte der Amerikaner.

„Vollkommen!" rief Vater Géraud lebhaft aus. „Gott verhüte, daß ich etwas gesagt haben sollte, was als das Gegentheil gedeutet werden könnte. Der jüngere Herr von Penhoël ist ein würdiger junger Mann — aber Ihr Louis —"

Der Gastwirth unterbrach sich und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Blaise schürte das Feuer und dachte:

„Wie es scheint, zählt also der wackere Vicomte mit den vierzigtausend Livres Einkünften noch keine sechzig Jahre, wie wir es uns gedacht hatten."

„Unser Louis!" fuhr der Gastwirth fort; „ein Herz, wie das seinige ist, ist nicht weiter anzutreffen! Da Sie aber in seinem Auftrage kommen, mein Herr, so werden Sie mir sagen können, wo er ist und wie es ihm geht."

„Er ist in den Vereinigten Staaten," antwortete der Amerikaner ohne Zögern, „und dient als Obrist-Lieutenant bei der Armee des Congresses."

„Ach der wackere Sohn!" rief der Gastwirth aus. „Und — ist er glücklich?"

Vater Géraud erhob den Blick gen Himmel.

Digitized by Google

„Er hat Niemandem ſein Geheimniß anvertraut!“ fuhr er dann fort, „allein ohne Grund verläßt Niemand ſein Vaterland. — Möge Gott ihn beſchützen!“

Es entſtand eine Pauſe, welche Robert benutzte, um ſeine Batterien wieder zu ordnen.

„Hören Sie!“ fuhr er plötzlich auf, indem er ſich ſtellte, als ſchüttele er ſeine erheuchelte Schwermuth von ſich; „es handelt ſich nicht bloß darum, daß man ſich gegenſeitig in Rührung verſetzt. Es wäre mir ſchon ganz Recht, von dem lieben und guten Louis zu ſprechen, allein ich meine doch, daß es beſſer iſt, an ſeine Geſchäfte zu gehen.“

„Wenn vielleicht ein Brief von ihm auf dem Schloſſe abzugeben iſt,“ ſagte der Gaſtwirth, „ſo beſteige ich meinen Grauſchimmel und reite auf der Stelle fort.“

Robert ſchüttelte den Kopf.

„Hat er ſeit ſeiner Entfernung ſchon ein Mal geſchrieben?“ fragte er.

Dieſe Frage, ſo wichtig für ihn, wurde in jenem ernſten Tone ausgeſprochen, mit welchem man den Vorderſatz einer Schlußfolgerung aufſtellt.

„Ein einziges Mal,“ antwortete der Gaſtwirth, „und zwar ein Jahr nach ſeiner Entfernung.“

„Nun, Vater Géraud, man muß annehmen, daß er ſeine Gründe gehabt habe, um ſo lange zu ſchweigen. Warum ſchreibt er erſt nach einem vierzehnjährigen Schweigen?“

„Das iſt wahr — das iſt wahr!“ ſagte der gute Mann; „und doch liebte er ſeinen Bruder ſo ſehr. — Ach! da ſtecken manche Dinge dahinter, die ich nicht begreife.“

Er hielt inne und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie

ein Menſch, der unwillkürlich ſeine Erinnerungen zurückzurufen ſucht.

„Nie ſah man zwei Kinder ſo ſehr einander lieben, wie dieſe!“ fuhr er dann fort, und der Amerikaner hütete ſich dieſes Mal wohl, ihn zu unterbrechen. „Seit dem Tage ihrer Geburt bis zu dem Alter von zwanzig Jahren hatte man nie den Einen ohne den Andern geſehen. Man hätte meinen ſollen, ſie hätten Beide nur ein Herz. Und da kam plötzlich, als der alte Herr und die alte Dame noch lebten, welche jetzt Heilige ſind, ein geheimnißvoller Geiſt des Unglücks über das Schloß. Es war da nämlich ein junges Mädchen, ſchön wie ein Engel —“

Der Gaſtwirth unterbrach ſich nochmals und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Der Amerikaner war ganz Ohr.

„Man weiß nicht, was eigentlich ſich ereignete,“ fuhr der Vater Géraud fort. „Um jene Zeit kehrten die Pontalès in das Schloß zurück. Wenn aber die Pontalès den Penhoël die Hand reichen, ſo lacht der Teufel im Pfuhle der Hölle!“

Eine Frage drängte ſich auf Roberts Lippen, doch beherrſchte er ſich und brach ſein Schweigen nicht.

Der gute Mann fuhr fort:

„Das paßt zu einander, wie Feuer und Waſſer! — Die Pontalès hatten vordem ein kleines Haus auf der Lande. Mein Vater hat noch die Holzpantoffeln an ihren Füßen geſehen. Jetzt gehört auch der Wald ihnen, der Wald und das große Schloß! — Aber, wohin komme ich? — Fräulein Marthe war das ſchönſte Mädchen im Lande — man glaubte, daß ſie Herrn Louis liebe. — Ach! das ſetzte Manchen in Verwunderung! — Herr Louis reiſte hinweg, und die, welche ihm unter-

wegs begegneten, sahen wohl, daß er Thränen in den Augen hatte. — Und nun heirathete René, der jüngere Bruder, Fräulein Marthe. Seitdem aber sprach man auf dem Schlosse nicht leicht mehr den Namen des Herrn Louis aus, diesen Namen, der zehn Meilen in die Runde mit unvergänglicher Schrift allen Herzen eingegraben ist."

Hätte der Amerikaner eine wohl gefüllte Börse gehabt, er hätte diese kurze und oberflächliche Erzählung mit schwerem Gelde bezahlt.

„Louis hat mir bisweilen von diesen Pontalès erzählt, allein ich war weit entfernt, sie für so reich zu halten," sagte er.

„Drei Mal reicher, als die Penhoël!" rief der Vater Géraud zornig aus, „und gewiß vier Mal reicher! Ach! der alte Pontalès ist ein schlauer Normanne, und wenn er auch noch so ehrlich aussieht! Unter seinen weißen Haaren steckt mehr List, als in einem halben Hundert bretonischer Köpfe. Glücklicher Weise hat ihn der gnädige Herr noch ein Mal aus dem Schlosse hinaus gejagt, denn es giebt ohnedieß schon genug Vorbedeutungen des Unglücks um Penhoël."

Er schwieg. Einen Augenblick wartete Robert, indem er weitere Auskunft über Louis von Penhoël zu erhalten hoffte; aber der Gastwirth schwieg und man konnte klar erkennen, daß er weiter nichts wußte.

Daher nahm Robert wieder das Wort:

„Vater Géraud, ich bitte Sie um die einzige Gefälligkeit, nun nicht mehr über Louis von Penhoël mit mir zu sprechen! Ich höre Ihnen zu, es ist mir angenehm, von ihm etwas zu hören, und doch werde ich so gewaltig dadurch ergriffen. Ueberdieß drängt mich die Zeit. Erzählen Sie mir daher lieber, wie

Digitized by Google

es jetzt in dem Schloſſe zugeht. Wenn Penhoël ſelbſt nicht ſchreibt, ſo verlangt er doch, daß man an ihn ſchreibe, und auch die geringſte Nachricht wird ihm willkommen ſein."

Der Gaſtwirth kannte jetzt kein Mißtrauen mehr. Er hätte auch das Geheimſte dem Manne anvertraut, der ihm Nachricht von dem Erſtgebornen ſeines frühern Herrn gebracht hatte.

„Auf dem Schloſſe," antwortete er, „lebt man ganz glücklich, wie ich glaube. In funfzehn Jahren kann man viel vergeſſen, beſonders wenn man den Willen hat, ſich nicht mehr zu erinnern! — Der junge Herr hat einen bedeutenden Theil der Familienbeſitzungen wieder erworben, welche während der Revolution verkauft waren. Wenn das Haus Penhoël auch nicht mehr das reichſte im Lande iſt, weil die Pontalès, welche anno 93 das alte Schloß, den Wald von Cosquer und manche andere Familienbeſitzungen gekauft haben, jetzt noch reicher ſind, ſo iſt es doch noch immer das angeſehenſte und achtungswertheſte Haus der Bretagne. — Wenn Sie an ihn ſchreiben, mein Herr, ſo können Sie ihm melden, daß die Tochter ſeines Vaters, das kleine Fräulein Blanche von Penhoël, ſo ſchön und ſo liebreich iſt, daß die guten Leute in der ganzen Gegend, von Carentoir bis auf die Höhe von Redon, ſie nur den Engel nennen. — Die gnädige Frau iſt noch immer ſchön, obſchon ſeit langer Zeit tiefe Bläſſe ihr Antlitz überſchleiert. Sie zeigt ſich nicht leicht bei Feſtlichkeiten und Vergnügungen, aber die Armen kennen ſie und beten für ſie, denn ſie iſt die Vorſehung der Unglücklichen. — Der gnädige Herr iſt ein guter Gatte und guter Vater, obgleich man ſich erzählt, daß er bisweilen befremdende Blicke nach dem kleinen Fräulein Blanche werfe. — Er dient der Kirche, er liebt den König, ſeine Thür ſteht Jedermann offen;

Digitized by Google

mit einem Worte er ist ein Penhoël! — Aber es giebt auch noch Gäste in dem Schlosse, und das Herz des ältern Herrn würde sich freuen, wie ich gewiß weiß, wenn er die beiden Töchter des Oheim Jean sähe."

„Der brave Oheim!" unterbrach Robert den Erzählenden, indem er die Gelegenheit ergriff, seine Rolle fortzusetzen und in alle Familienverhältnisse eingeweiht zu scheinen.

„Der Oheim in Holzschuhen!" rief Géraud aus; „ich wette, daß er Ihnen von dem Oheim in Holzschuhen erzählt hat!"

„Mehr, als hundert Mal."

„Er liebte ihn so sehr! — Ach, und der Oheim hat ihn auch nicht vergessen. Ich habe manches Mal mit ihm von seinem Neffen gesprochen, aber dann neigte sich jedes Mal sein greises Haupt und eine Thräne zitterte in seinen Wimpern. — Wenn Sie an unsern jungen Herrn schreiben, so müssen Sie ihm das Alles melden und auch mittheilen, daß der Oheim noch in seinen alten Tagen zwei Töchterchen bekommen hat — zwei kleine Fräulein, die, wo möglich, noch schöner sind, als Blanche von Penhoël. — Sie kommen mir vor, wie die guten Engel des Hauses; ihr heiteres Lächeln erquickt das Herz; es ist Einem, als könne das Unglück gar nicht unter das Dach gelangen, unter welchem sie wohnen — und doch —!"

Er unterbrach sich und fuhr dann mit unwillkürlich gedämpfter Stimme fort:

„Hat Herr Louis bisweilen über Benoit Haligan mit Ihnen gesprochen?"

Robert schien nachzudenken.

„Der Fährmann Haligan," fuhr der Gastwirth fort.

„Warten Sie ein Mal! — Benoit?"

Digitized by Google

„Benoit, der Hexenmeiſter!“

„Ja, ja! — 's iſt ein närriſcher Kerl?“

„Es giebt Leute, die über ihn lachen — was mich aber betrifft, ſo weiß ich, daß er in manche Geheimniſſe eingeweiht iſt.“

Der Vater Géraud ſchüttelte das Haupt und ſagte dann mit noch mehr gedämpfter Stimme:

„Sie müſſen Herrn Louis nichts davon mittheilen, wenn Sie an ihn ſchreiben; aber Benoit behauptet, das Schloß werde bald ſein ſtilles Glück verlieren: ſie würden Alle zu Gott gehen, alle zuſammen! — der Engel und die beiden Töchter des Oheims — Cyprienne, das lebhafte Kind, — und Diane, die ſchöne Heilige!“

„Welche Narrheit!“

„Ja — ja! Benoit hat ſie im Traume geſehen, bekleidet mit langen weißen Gewändern, wie Nachtſchönchen. — Aber Benoit kann ſich auch ein Mal in ſeinem Leben getäuſcht haben, und das gebe Gott! — ja, das gebe Gott! Mögen meine armen Augen ſich wenigſtens ſchließen, ehe es dahin kommt!“

Das Haupt des Gaſtwirths ſank auf die Bruſt. Er ſchien in tiefe Gedanken verſunken. Nach einigen Secunden ſchwebte ein wehmüthiges Lächeln über ſeine Lippen.

„Die lieben Kinder!“ ſagte er mit bewegter Stimme; „aber Sie werden den Engel ſehen, mein Herr! Sie werden Diane und Cyprienne ſehen, die Perlen des Landes, mit ihren Röckchen von geſtreifter Wolle und die kleinen ländlichen Mützen, welche ihr edles Haar decken — denn wenn ſie auch aus dem reinſten Blute der Penhoël ſind, ſo haben ſie doch nichts auf der Welt, und Oheim Jean, ihr Vater, verlangt daher, daß ſich ſeine Töchter nicht anders kleiden, als die ärmſten Mädchen auf dem

Digitized by Google

Lande — aber, wären sie auch in Lumpen gekleidet, so würde man sich dennoch veranlaßt fühlen, sie zu begrüßen, wenn sie vorübergehen. — Man möchte sie für kleine Königinnen halten, mein Herr! — Und wie sollten sie auch nicht schön vor Allen sein?" fügte der gute Gastwirth noch mit einem traurigen Lächeln hinzu; „gleichen sie doch ihm Zug für Zug."

„Wem?"

„Dem ältern von Penhoël! — wie nur zwei Kinder ihrem Vater gleichen können!"

„Ach! der arme Oheim in Holzschuhen!"

Die Stimme des Vater Géraud nahm eine strenge Betonung an, indem er antwortete:

„Es ist eine Familie von Heiligen, mein Herr! und unser Louis achtete die Mutter der beiden jungen Mädchen, wie seine eigne Mutter."

Der Amerikaner hatte sein heiteres Lächeln schon wieder unterdrückt.

„Und wenn Sie ihm das Alles geschrieben haben," fuhr der Gastwirth fort, „und Sie haben dann noch ein wenig Raum in Ihrem Briefe und wollen den geringen Namen eines alten Mannes so großer Ehre würdigen, so schreiben sie ihm, daß an dem Hafen von Redon ein alter Diener der Familie wohnt, welcher den letzten Tropfen seines Herzblutes für ihn verspritzen würde."

„Dazu wird immer noch Raum sein, mein guter Herr Géraud," erwiederte Robert von Blois; „haben Sie mir nun alle Bewohner des Schlosses genannt?"

„Noch nicht. — Der alte Oheim hat noch einen Sohn, welcher älter ist, als Diane und Cyprienne. Er heißt Vincent

und ist bis jetzt der einzige männliche Erbe des Namens der Penhoël, ein braver Junge, etwas derb und wild, aber das Herz auf der Hand! — Dann ist da noch ein Adoptivsohn des Vicomte und der gnädigen Frau, Namens Roger de Launoy. — Das ist ein lebhafter und durchtriebener Schalk, der aller losen Streiche Meister ist — aber ich liebe ihn doch, weil er die gnädige Frau so aufrichtig liebt."

„Und wie weit ist es von hier bis zum Schlosse?"

„Zwei starke Stunden."

„Ist der Weg gut?"

„Schrecklich, aber schnurgerade bis zur Fähre von Port-Corbeau."

Robert blickte zum Fenster hinaus und schien den Stand der Sonne zu berechnen, welche nur noch einen bleichen Schein auf die Häuser um den Hafen von Saint-Nicolas fallen ließ.

„Wir müssen auf der Stelle fort und nach dem Schlosse!" sagte er.

„Jetzt!" versetzte der Gastwirth. „Es bleibt nicht eine Stunde mehr Tag. Es ist unmöglich!"

„Da indeß der Weg schnurgerade ist —."

„Gerade, ja, aber ausgewaschen durch die letzten Regengüsse, und an mehr als dreißig Stellen von tiefen Pfützen unterbrochen."

„Wenn man gute Pferde hat und langsam durch die Lachen reitet —" meinte Robert.

„Wird nichts!" unterbrach ihn der Wirth. „Ueberdieß vermögen auch die besten Pferde nichts gegen die Houlans."

„Die Houlans?"

Digitized by Google

„Eine Bande Spitzbuben, die Gott weiß woher? gekommen ſind und alle Wachſamkeit der Gendarmerie verſpotten. — Es giebt ſo viele verdammte Schlupfwinkel in unſern Heiden!“

„Das müßte mit dem Teufel zugehen,“ ſagte der Amerikaner, „wenn die Houlans gerade uns auf unſerm Wege anfallen ſollten!“

„Schon Mancher hat ſo geſprochen wie Sie,“ verſetzte der Wirth, „und hat es hinterdrein bereut! — Aber, da fällt mir noch etwas ein: Sie kommen erſt nach dem Anbruch der Nacht an die Fähre von Port-Corbeau, und die Leute aus dem Oberlande ſagen, daß der Duſt ausgetreten ſei.“

„Auch dabei iſt keine Gefahr, wenn man den Umſtand vorher weiß.“

„Sie kommen im Auftrage des ältern Herren,“ antwortete Vater Géraud, „und ich nehme daher Theil an Ihnen, wie an einem Freunde. Machen Sie ſich daher nicht um dieſe ſpäte Stunde auf den Weg, ich bitte Sie darum, — denn wenn Sie unter Penhoël in das ausgetretene Waſſer geriethen, ſo würde Ihnen nichts übrig bleiben, als Ihre Seele dem Herrn zu empfehlen.“

Der Amerikaner dachte einige Augenblicke nach.

Der Täuſcher, welchen die lange Aufzählung der Gefahren des Weges wenig zu der ſpäten Reiſe geneigt machte, hatte große Luſt, der Klugheit des Vater Géraud zu Hilfe zu kommen, wagte es aber nicht, weil Robert ihm gegenüber eine durchaus überwiegende Stellung gewonnen hatte.

Er fühlte, daß es ſeine Rolle ſei, zu ſchweigen; und er ſchwieg.

Der Amerikaner erhob ſich.

Digitized by Google

„Vielleicht werden wir sehr lange Zeit auf Penhoël bleiben," sagte er, „aber so, wie die Umstände sich jetzt gestalten, muß uns die Möglichkeit gegeben sein, morgen mit Tages-Anbruch wieder abreisen zu können. Auf der andern Seite ist auch meine Botschaft der Art, daß ich sie keinem Andern anvertrauen kann. Sie ahnen es vielleicht schon, Vater Géraud," fuhr er mit leiserer Stimme fort, „daß es sich für mich nicht einzig darum handelt, den Herrn von Penhoël zu sprechen."

„Sie haben vielleicht mit der gnädigen Frau zu sprechen?" flüsterte der Gastwirth mit furchtsamer Stimme und als scheue er sich, mit zu deutlichen Worten seine Gedanken auszudrücken.

Robert gab ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

Der Gastwirth erhob die Augen gen Himmel und fragte nicht weiter.

Seine letzte Frage war gewissermaßen die Vervollständigung der von ihm gegebenen Mittheilungen gewesen. Sie eröffnete Robert einen völlig neuen Gesichtskreis und er wußte in diesem Augenblick vielleicht mehr, als der brave Gastwirth selbst.

„Wie sich auch der Ausgang unseres Wagnisses gestalten möge," sagte er, „Sie werden uns morgen wiedersehen, Herr Gerard, wenn uns nicht Ihre Houlans unterwegs zum Abendbrot verspeisen. — Ich muß jedenfalls über Redon zurück, sowohl um ziemlich wichtige Gegenstände abzuholen, die ich hier auf der Post zurückgelassen habe, als auch, weil mich meine Weiterreise über Redon führt, und Sie werden mich daher wiedersehen, falls ich meine Gründe haben sollte, das Gastrecht auf Penhoël nicht zu mißbrauchen. — Für den Augenblick habe ich nur die Bitte an Sie zu richten, zwei gute Pferde satteln zu lassen."

Digitized by Google

„Sie sind also fest entschlossen zur Abreise?"

„Fest entschlossen. Die Nacht rückt immer schneller heran, und je früher die Pferde bereit sein werden, desto größern Dank werde ich Ihnen schulden."

Diese Worte wurden in einem Tone ausgesprochen, der keine Einwendungen zuließ. Der Herr des gekrönten Bocks entfernte sich, indem er brummend die Litanei seiner Einwendungen wiederholte:

„Die sinkende Nacht, die Regenpfützen, die Houlans, den ausgetretenen Fluß"

Als er die Thür hinter sich hatte, stieß Blaise seinen Stuhl zurück und machte einen Bocksprung.

„Gesiegt!" rief er aus. „Ha! köstlich! köstlich! Herr Robert! — Du bist ein noch größerer Geist, als ich dachte! — Wahrhaftig, ich gebe meinen Antheil an dem Geschäfte nicht für tausend Thaler hin!"

„Wir sind noch nicht am Ziele," sagte der Amerikaner, dessen Stirn noch immer auf tiefes Nachdenken deutete; „wir haben noch mehr als ein Hinderniß zu überwinden."

„Die Houlans?" fragte Blaise.

Robert schulterte sich.

„Die sind im Gegentheil die Ursache, weßhalb ich schon heute Abend abreise. Die Houlans sind ganz und gar nur darum hier in diese Gegend geworfen, damit sie unsere Ankunft ohne Gepäck beschönigen. Wir sind unterwegs geplündert, und der traurige Zustand, in welchem wir uns befinden, erregt das Mitleid."

„Das ist auch wahr," versetzte der Täuscher. „Ich weiß

nicht, ob Du Deines Gleichen haſt, ſo weit die Himmel reichen, Herr Robert!"

Eine Bewegung, welche Lola hinter den Vorhängen machte, ſchien plötzlich dem Ideengange des Amerikaners eine andere Richtung zu geben.

„Eile zu Herrn Géraud," rief er; „wo zum Teufel habe ich meinen Kopf gehabt? — Ich habe nur zwei Pferde beſtellt, und wir bedürfen deren drei!"

Blaiſe's Stirn umdüſterte ſich.

„Da iſt die erſte Klippe!" murrte er. „Ohne dieſes Frauenzimmer hätteſt Du als ein Napoleon dageſtanden! Gerechter Himmel! was willſt Du denn da unten bei den guten Leuten mit dieſer Perſon anfangen?"

„Geh und beſtelle ein drittes Pferd!"

Blaiſe ſchüttelte übelgelaunt den Kopf, ſchritt aber dennoch auf die Thüre zu, um zu gehorchen."

Bevor er aber noch die Thür erreicht hatte, ſchien der Amerikaner ſeine Meinung geändert zu haben.

„Bleib!" gebot er. „Wir können ſie bis morgen hier laſſen und haben dabei noch den Vortheil, daß es nicht auffällt, wenn wir dem alten Dummkopf von einem Vater Géraud heute unſere Zeche nicht bezahlen."

„Meine Meinung," ſagte der Täuſcher, „iſt die, daß wir ſie überhaupt hier laſſen, als Bezahlung für den Landwein von Nantes und den Eierkuchen."

Robert war neben das Bett getreten und ſchlug die Vorhänge zurück. Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen einen matten goldenen Schein über das Antlitz des ſchlafenden Mädchens.

Digitized by Google

Sie ſchien zu lächeln.

Der Amerikaner reckte ſeine Hand gegen ſie aus und ſeine dicken Lippen wurden von einer ſarkaſtiſchen Heiterkeit überflogen.

„Narr, der Du biſt!“ ſagte er mit kurzer und gedämpfter Stimme; „dort unten giebt es einen Mann, der noch jung iſt, einen Mann, der einfältig und feurig iſt ohne Zweifel, wie alle Bretonen. Die Frau dieſes Mannes liebt ihn nicht, denn ſie denkt an den Abweſenden — und — unſere Lola iſt ſo ſchön.“

Digitized by Google

Das Boston von Fontainebleau.

Drei und eine halbe Stunde von Redon, das heißt zwei gute kleine Stunden nach landesüblicher Rechnungsweise, etwas rechts ab von der nach Vannes führenden Straße, durchbricht der Fluß Oust einen ziemlich hohen Hügelzug, um sich in das Tiefland von Glénac ergießen zu können. Zwischen den beiden Hälften des Hügelzuges bleibt kein anderes Thal übrig, außer dem schmalen Bette des Flusses, welches wie von Menschenhänden gegraben scheint.

Oestlich von der erwähnten Schlucht hat die Landschaft einen bergigen Charakter und gewährt einen wilden Anblick. Gegen Nordwest dagegen erweitert sich das Thal plötzlich, unmittelbar von dem durch den Oust gebildeten Durchbruch aus, und bildet eine ziemlich weite Ebene. Diese Ebene dehnt sich in unabsehbare Ferne zwischen zwei ziemlich parallelen Reihen kleiner Berge aus.

Im Sommer bildet das Ganze einen ungeheuern grünen Teppich, auf welchem das Auge fernhin den Windungen des Oust und zwei oder drei anderer kleiner Flüsse folgt, die bald sich einander nähern, bald wieder sich von einander entfernen, und gleich schmalen Silberfäden erscheinen. Im Winter dagegen ist die Ebene nur ein See, welcher Wellen schlägt, gleich

Digitized by Google

dem Meere, und in welchem die Perlen-Muſchel-Fiſcher ihr ſo ſehr vom Zufall abhängendes Gewerbe ausüben.

Im Sommer-weiden auf dem grünen Raſen, ſo weit der Blick reicht, Heerden kleiner langhaariger Pferde, luſtiger Färſen, welche ihre klappernden Glocken ſchütteln, und zwergartiger Hammel, deren Fleiſch von den Feinſchmeckern des Departements der Ille und Vilaine äußerſt geliebt wird.

Alle umliegenden Dorfſchaften und Weiler ſenden ihre Heerden nach dieſer gemeinſamen Weide. Das Land iſt arm; Jeder benutzt den zufälligen Gewinn, und in manchem Monate des Jahres breitet ſich daher die zahlloſe Heerde ohne Unterbrechung von der Schlucht des Duſt, welche den Namen Pont-Corbeau führt, bis in die Nähe der Vilaine aus. Die Sümpfe von Glénac und von Saint-Vincent ſind dann in lachende Wieſen umgewandelt und gewähren den Anblick eines glücklichen Arkadiens. Man ſieht nur Hirten, welche im Grünen lagern, und Schäferinnen, welche den blonden Flachs von der Kunkel ſpinnen. Auf langen Schalmeien blaſen die Hirten und frohe Weiſen erſchallen von einem Ufer zum andern, nicht ſelten den Charakter von Wechſelgeſängen annehmend.

Im Winter gleiten Barken durch die Fläche, wo die Heerden weideten. Kaum unterbrechen einzelne Inſeln in weiten Entfernungen die einförmige Fläche des großen Sees, auf denen dann Waſſervögel, zu zahlloſen Schaaren verſammelt, die weidenden Vierfüßler der Sommerszeit erſetzen.

Anſtatt des heitern Lebens, welche die Weidefläche beſeelte, ſehen wir nun eine in düſteres Schweigen verſenkte Einöde, in deren Mittelpunkt ſich an kalten Morgen das rieſenhafte Nebelgebilde der weißen Dame erhebt.

Digitized by Google

Die Natur der ganzen Oertlichkeit bewirkt, daß dieſe Umwandlung faſt ſtets mit überraſchender Schnelligkeit vor ſich geht. Oft reichen wenige Stunden hin, um die ganze Landſchaft vollſtändig zu verändern, und nie bedarf es dazu mehr, als einer Nacht.

Durch die Schlucht von Port-Corbeau kommen die hauptſächlichſten Zuflüſſe dieſes kleinen Meeres: die vereinigten Flüſſe Ouſt und Verne.

Der Ouſt iſt ein ruhiger Fluß, deſſen Lauf in Schlangenwindungen beſteht, welche faſt die mäandriſchen Krümmungen der Seine in verjüngtem Maße nachahmen; die Verne dagegen, welche aus den höhern Gegenden kommt, ſchwillt bei jedem Regen an und verändert ſich — im gewöhnlichen Zuſtande, ein kleiner Bach — während eines jeden Herbſtes in einen furchtbaren Strom.

Von dem Weiher aus, deſſen Abfluß ſie iſt, bis zu dem einige Stunden von demſelben entfernten Port-Corbeau leidet die bergige Natur des Terrains keine Ueberfluthungen; hat ſie aber erſt den durchbrochenen Hügel hinter ſich, ſo läßt die ebene Gegend den raſchen Abfluß enden und die herbeiſtrömenden Fluthen verbreiten ſich nun über die Fläche. Der Ouſt und die Verne in ihrer Vereinigung durchtoſen brauſend und kochend die zu enge Schlucht und wälzen ſich in die Ebene, von der die Heerden vor ihnen entfliehen.

Wenn dieſe jährlich wiederkehrenden und ſo ſchnellen Anſchwellungen eintreten, reitet von dem Urſprung der Verne in vollem Galopp ein Bote ab und eilt der Ueberſchwemmung voran. Er galoppirt die Ufer des kleinen Fluſſes entlang und gelangt bis an die Pforte der Sumpfgegend, von wo aus ſein

Digitized by Google

schauerlich tönendes Horn fernhin des drohenden Wassers Ankunft verkündet.

Etwa eine halbe Stunde später, als das Zeichen mit dem Horne gegeben ist, entsteht ein gewaltiges Brausen in der Schlucht und ein Schaumberg tritt auf die Straße nach Redon, welche zuerst unter den Fluthen verschwindet.

Von der Höhe des durch den Port-Corbeau durchbrochenen Hügels ist die Aussicht auf die Landschaft stets eine köstliche, mögen Oust und Verne schlafend in ihren buchtigen Betten dahin schleichen, oder mag die Ueberfluthung in unabsehbare Ferne ihre bläuliche Fläche ausbreiten. Seitwärts von dem Tieflande sind bewaldete Höhen, auf denen man hin und wieder die rothen Dächer einiger hübschen Dörfer sieht, über welche die spitzen und altersgrauen Thürme der Kirchen hinwegragen. In der Richtung nach Vannes erblickt man den dunkeln alten Forst von Penhoël, vor welchem sich das schöne Schloß erhebt, das vordem denselben Namen trug, zu der Zeit aber, in die uns unsere Geschichte versetzt, dem Herrn von Pontalès gehörte.

Auf der andern Seite der beiden Hügel, in der Richtung nach Norden und Osten, erstreckt sich eine gewaltige Haide, welche drei Stunden weit, bis zu den Dörfern Renac und Saint-Jean reicht. Sie führt den Namen la Lande-Triste (die traurige Haide). So weit der Blick reicht, sieht man nur das schwermüthige Roth der Haidesträucher, während nur hier und da die weißen Flügel einer Windmühle einige Abwechslung bewähren.

Am Ufer des Oust selbst, und zwar auf der Seite, welche der Straße nach Redon entgegengesetzt ist, befindet sich ein kleine mit Stroh gedeckte Hütte, halb versteckt zwischen den jungen

Kastanienbäumen, welche den Hügel bekleiden. Es ist die Hütte des Fährmanns von Port-Corbeau, dessen Fähre am Ausgange der Schlucht am Ufer angehängt ist.

Ueber den Hügel und die Schlucht selbst entlang läuft eine starke Steinmauer, alt, wie die ältesten Sagen des Landes. Die Mauer steigt, fest noch und ohne Risse unter ihrer Bekleidung von Epheu, bis auf etwa zwanzig Schritte zum Wasser hinab. An dem äußersten östlichen Ende erhebt sich ein kleiner Zwinger, der halb in Trümmern liegt und den Landleuten der Gegend unter dem Namen **la Tour-du-Cadet** bekannt ist.

Es sind das die letzten Reste einer festen Burg, welche den Sires von Penhoël gehörte und ohne Zweifel diente, den Uebergang über den Duft zu bewachen.

Die erwähnte Mauer gehörte ehedem zu einer ganzen Reihe von Festungswerken, von denen auch der genannte Thurm ein Theil war, und welche die ganze Gegend beherrschten.

Im Jahre 1817 war diese gewaltige Mauer schon nicht mehr mit ihrer Brustwehr und ihren Zinnen versehen, unterstützte nicht mehr eine gewaltige Zwingburg, sondern nur ein kleines neumodiges Schloß, welches gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. erbaut war.

Bis zu der Revolution hatten hier die jüngern Söhne der Familie von Penhoël gewohnt, während die Erbherren in dem großen Schlosse residirten, das jetzt im Besitz der Pontalès war.

Das Schloß war noch im besten Zustande erhalten und auch in einem ziemlich freundlichen Stile gebaut, allein hinausgerückt über einen Abgrund und auf die äußerste Linie des alten Hauptwalles, gewährte es dennoch einen traurigen Anblick und schien wie verlassen dazustehen.

Digitized by Google

Die Vorderseite, welche aus einem kleinen Hauptbau bestand, an welchen sich zwei Seitenflügel anschlossen, ging nach dem Tieflande zu und schien schwermüthig über die grünen Hügel von Glénac hinaus nach dem alten Stammschlosse zu schauen wo vordem der Erbherr von Penhoël Hof hielt. Ungeachtet der Entfernung konnte man den stolzen Prachtbau des Schlosses erkennen, welches sich auf der Spitze des höchsten Hügels der ganzen Gegend erhob und von einem herrlichen Hochwalde eingefaßt war. . . . . .

. . . . . .

Schon war die Nacht angebrochen, denn es waren fast zwei Stunden verflossen, seit Herr Robert von Blois und sein Bedienter den Gasthof zum gekrönten Bock am Hafen von Redon verlassen hatten.

Der Duft floß ruhig zwischen den beiden Seitenhängen der Schlucht hindurch, und der wachsenden Dunkelheit ungeachtet unterschied man noch deutlich die verschiedenen Wasserströme, welche, in die ganze Ausdehnung des Tieflandes vertheilt, als silberhelle Streifen die dunkle Rasenfläche durchschnitten.

Der Theil der Straße von Redon, welcher nach dem Port-Corbeau führte, war vollkommen trocken, und die kleinen ruhigen Wellen, welche plätschernd seitwärts der Straße an das Ufer schlugen, verbannten selbst jede Idee von einer Gefahr.

Wer indeß in der Gegend zu Hause war und die Gewohnheiten der Umgegend kannte, würde dennoch instinktmäßig die Annäherung irgend einer Gefahr geahnt haben.

Das sumpfige Tiefland erschien in der That weit schweigsamer, als es gewöhnlich um diese Stunde war. Die Heerden hatten sich offenbar nach ihren Ställen begeben, und doch weiß

man, daß ſich in der Regel die kleinen bretoniſchen Pferde nicht fürchten, die herbſtlichen Nächte unter freiem Himmel zuzubringen. An dem heutigen Abende glich aber das Tiefland einer Einöde.

Ein anderes beunruhigendes Zeichen von nicht minder ſchwerer Bedeutung zeigte ſich in der Geſtalt eines kleinen, aber hellleuchtenden Lichtes unter den Kaſtanienbäumen, gerade vor der Hütte des Fährmanns.

Das war Benoit Haligans, des Fährmanns von Port-Corbeau, Weiſe nicht, ohne Noth eine Laterne vor ſeiner Thür anzuzünden.

Außer dieſem Lichte bemerkte man auf dem Felde durchaus nichts, und um noch ein zweites Licht zu ſehen, hätte man die Augen bis zu der Höhe des Hügels erheben müſſen, wo man ſchwachen Lichtſchein durch die Fenſter des Schloſſes gewahrte. —

In dem Schloſſe war die Familie von Penhoël in einem Zimmer von ziemlich großer Ausdehnung verſammelt, deſſen beſcheidene Ausſtattung dennoch den ſchmuckreichen Stil des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. In dem großen Kamine von braunem Marmor brannte ein köſtliches Feuer, welches von Stammholz unterhalten wurde, und deſſen Flamme dem Zimmer faſt eben ſo viel Licht gab, wie die matte Beleuchtung der Talglichter.

Wir würden dort vereinigt und die langſamen Stunden, welche dem Abendeſſen vorangehen, tödtend, die ſämmtlichen Perſonen gefunden haben, die Vater Géraud erwähnt hatte.

An der einen Seite des Kamines ſaßen um einen kleinen viereckigen Tiſch der Schloßherr von Penhoël, der Oheim Jean und zwei Gäſte, mit einem Kartenſpiel die Zeit verkürzend.

Digitized by Google

René von Penhoël war ein Mann von kaum fünfunddreißig Jahren, der einen kräftigen Körperbau hatte und wohl auf den Namen eines schönen Cavaliers Anspruch machen durfte. Seine regelmäßigen Züge schienen nur etwas zu viel Fülle gewinnen zu wollen, und die Locken seines kastanienbraunen Haares fielen über eine Stirn, der es an Kraft mangelte. Der allgemeine Ausdruck seiner Züge deutete auf Trägheit und Schwerfälligkeit.

Oheim Jean war ein Greis. Es wäre unmöglich gewesen, ein ehrwürdigeres und mehr Achtung einflößendes Antlitz zu finden. Gutmüthigkeit ohne Grenzen lag in den großen blauen Angen, die fast stets etwas furchtsam gesenkt waren. Seine breite und etwas zurückweichende Stirn war von sparsamen und zarten weißen Haaren eingefaßt. Sein Lächeln war ein etwas schwärmerisches und dabei schön, wie das Lächeln einer Frau.

Er sprach wenig; wenn er aber sprach, dann wunderte man sich, die sanfte und klangreiche Stimme zu hören, welche aus dem Munde des sechszigjährigen Greises hervorging.

Er trug eine Jacke von Barchent, wie die Bauern des Morbihan, und seine Fußbekleidung bestand in Holzschuhen, die mit Schaffell gefüttert waren.

Die beiden andern Spieler waren der Vater Chauvette, Schulmeister in Glénac, und Meister Protais Le Hivain, ländlicher Rechtsanwalt, dem es oblag, den Geschmack am Proceßführen in einem Umkreise von fünf bis sechs Stunden zu nähren.

Die Bretagne liebt die Processe fast eben so sehr, wie die Nieder-Normandie: es giebt dort Flecken, welche zu arm sind,

Digitized by Google

einen Arzt zu nähren, ſich aber dennoch eines der Geſetze kundigen Mannes erfreuen.

Es kommt mir das gerade ſo vor, als wenn ſich an einem kleinen, ärmlichen, verwelkten, kraft- und ſaftloſen Pflänzchen irgend eine dicke und häßliche Raupe mäſtet. —

Vater Chauvette war ein kleiner dicker Mann, von einfältigem Geiſt, friedfertig hinſichtlich ſeiner Sitten und zufrieden mit der ganzen Welt. nur nicht mit Herrn Le Hivain, der ſein geborner Feind war. Der Geſetzes-Mann dagegen hatte ein ſchmales, hageres, hinſichtlich ſeiner Farbe auf viele Galle deutendes Antlitz, deſſen Muskeln ein beſtändiges Lächeln zu erzwingen ſtrebten. Ungeachtet ſeiner demüthigen und mit Geſichtsverzerrungenen verbundenen Heiterkeit, ahnte man den neidiſchen und boshaften Geiſt, der in ihm wohnte. Sein langes, knochiges Haupt, welches von glatten ſchwarzen Haaren umgeben war, hatte ihm von Seiten des Vater Chauvette den Spitznamen **Macrocephalus** (Großkopf) zugezogen, und ſo oft der gute Schulmeiſter ſich dieſem Scherz überließ, ermangelte er nie in Form einer Note hinzuzufügen: „zu den Koleopternen gehörende Inſectengattung, deren Name dem Griechiſchen entlehnt iſt, und die einen langen Kopf hat, genau wie Herr Le Hivain.“

Der Tiſch, welcher in der Mitte der vier Spieler ſtand, trug außer den Talglichtern noch fünf kleine Körbchen mit Marken und eine gedruckte Tafel, welche die Regeln des Boſton von Fontainebleau enthielt.

Die andere Seite des Kamines war von einer zahlreichen Gruppe eingenommen, in welcher das weibliche Element vorherrſchte. Zunächſt dem Feuer ſaß in einem gewaltigen, mit

Digitized by Google

großgeblümtem Dammast überzogenen Lehnstuhle eine noch junge Frau, deren Antliz von regelmäßiger Schönheit den Charakter einer sanften und milden Würde trug. Sie hielt zwischen ihren Armen ein Mädchen von zwölf Jahren, das sein blondes Lockenhaupt an ihren Busen lehnte.

Es waren das die Vicomtesse von Penhoël und ihre Tochter Blanche, welcher letztern die guten Leute in dem Lande zwischen Carentoir und Redon den Beinamen des Engels gegeben hatten.

Die Bewohner des flachen Landes haben einen gewissen poetischen Geist. Man sagte, der Engel von Penhoël sei zu gut und zu schön für diese Erde, und Gott werde ihn daher bald in sein Paradies abrufen.

Gleichsam um diesen Glauben zu stärken, lag oft eine krankhafte Bläße auf Blanche's Wangen, und ihre ideale Schönheit erkannte man nur als den Ausdruck der Schwäche und Melancholie.

In diesem Augenblick schien sie zu ruhen. Man sah nichts von dem himmlischen Azur ihrer großen Augen, und ihre langen Wimpern senkten sich nach den Wangen nieder. Die kindlichen, aber durchaus anmuthigen Formen ihres Körpers ruheten auf den Knieen der Mutter, welche sie in ihren Armen hielt und in deren nach der Tochter gesenkten Blicken der Ausdruck leidenschaftlichster Liebe lag.

Mutter und Tochter bildeten auf diese Weise ein köstliches Bild, ein wahrhaftes Bild der Hingebung und Liebe.

Von Zeit zu Zeit richtete der Schloßherr von Penhoël seine Augen von dem Spiele empor und warf einen flüchtigen Blick nach der Mutter und Tochter hinüber. Es waren das gewiß

ſermaßen verſtohlene Blicke, die er nach ihnen warf, und es wäre eine ſchwierige Aufgabe geweſen, das Gefühl eines unbeſtimmten Mißbehagens zu deuten, welches ſeine Züge umdüſterte.

Das Lächeln der Freude, welches vorher ſein Antlitz verklärt hatte, wandelte ſich in Bitterkeit. Er legte ſein Spiel auf den Tiſch und goß ſich Branntwein in einen kleinen ſilbernen Becher, der neben ihm auf einem Guéridon ſtand.

Aber noch eine andere Perſon war in dem Zimmer, welche den Engel noch weit öfter betrachtete: es war das ein junger Mann von achtzehn Jahren, der eine Jacke von grobem Tuch und Beinkleider von ungebleichter Leinwand trug. Ein gewaltiger Haarwuchs von falb-brauner Farbe theilte ſich in der Mitte ſeiner Stirn und fiel auf beide Schultern hinab. Seine Züge hatten einen ſtolzen Schnitt, und ſeine von der Sonne gebräunte Geſichtsfarbe ließ auf eine früh gereifte Kraft ſchließen. Er war ſchön, ungeachtet des düſtern und faſt wilden Feuers, welches aus dem Innern ſeines Auges hervorleuchtete.

Es war das Vincent, der Sohn des armen Oheim Jean, und der einzige männliche Erbe des Namens von Penhoël.

Sein großes und glühendes Auge war auf ſeine Baſe mit einer Kraft geheftet, welche nicht von ihm abzuhängen ſchien. Blanche, obſchon ſie noch ein Kind war, hatte bereits eine glühende und bis an Begeiſterung ſtreifende Leidenſchaft eingeflößt.

In dieſer Liebe lag Bewunderung, Achtung, Schwärmerei. Es war vielmehr ein Götzendienſt.

Aber es lag auch Schmerz in ihr, denn die kräftige Natur

des jungen Mannes ſchien bisweilen der Laſt ſeiner herznagenden Gedanken zu erliegen.

Er hielt ſich ein Wenig abſeits, zwiſchen den beiden Gruppen, das Haupt auf die Hand geſtützt, welche ſich in den ungeordneten Maſſen ſeines langen Haares verlor. Er beobachtete ein andauerndes Schweigen; ſeine vollkommene Bewegungsloſigkeit hätte an einen Schlaf glauben laſſen können, hätte man nicht das heiße Feuer geſehen, welches ſein Auge ununterbrochen ausſtrahlte.

Hinter der Vicomteſſe, welche wir gnädige Frau nennen werden, um uns den Sitten des Schloſſes anzufügen, ziſchelte und lachte ganz leiſe eine Geſellſchaft, welche aus einem Jüngling und zwei jungen Mädchen beſtand.

Der Jüngling, welcher Roger de Launoy hieß, war faſt in Vincents Alter: ein hübſcher Cavalier mit keckem Antlitz, gewandt und nachläſſig in ſeinen Bewegungen, ein wahrer Page, wie er am Vorabende des verhängnißvollen Tages iſt, an welchem die Liebe den Pagen empfindſam macht.

Seine beiden Geſellſchafterinnen, welche vierzehn und funfzehn Jahre zählen mochten, waren wohl die lieblichſten Weſen, welche die Einbildungskraft eines Malers zu erſinnen vermöchte.

Sie waren beide wie Bäuerinnen gekleidet, denn ſo wollte es der Oheim Jean, ihr Vater; aber es lag in ihrer Tracht eine ſo köſtliche Koketterie, daß manche ſchöne Dame ihren Anzug beneidet haben würde. Ihre langen Haare, welche bei Beiden gleiche Färbung hatten, hielten die Mitte zwiſchen Braun und einer dunkeln Kaſtanienfarbe, und fielen in reichen Locken unter den ſchmalen Spitzen ihrer eng anliegenden Mützen her-

Digitized by Google

vor. Bei jeder Bewegung, die ſie machten, wogten dieſe reichen Haarlocken und umſpielten den weißen Hals, den eine ſchwarze Rundſchnur umgab, die ein goldenes Kreuzchen trug. Ihr geſchmeidiger und zarter Wuchs war in Mieder von brauner Wolle gezwängt, über welche die kurzen geſtreiften Röcke gebunden waren. Dabei fehlten ihnen weder die blauen Schürzen, noch die Schuhe mit zinnernen Schnallen, wie die Bauernmädchen in der dortigen Gegend ſie tragen.

Sie waren beide hoch gewachſen und von ziemlich gleicher Größe. Aber hierauf beſchränkte ſich auch ihre Aehnlichkeit oder vielmehr Gleichheit.

Man ſieht wohl oft zwei junge Mädchen, deren Züge ſich weſentlich unterſcheiden, und die man dennoch, ohne ſich den Grund deutlich machen können, ſogleich als Schweſtern erkennt und anſpricht; ſie haben eine Familien-Aehnlichkeit, wie man ſich auszudrücken pflegt; ſie gleichen Beide ihrer gemeinſchaftlichen Mutter und gleichen doch nicht einander.

Eben der Fall war es mit Diane und Cyprienne von Penhoël. Nur fehlte der gemeinſchaftliche dritte Theil der Vergleichung, denn ihre Mutter war ſeit vielen Jahren todt, und nichts an ihnen erinnerte an die ehrwürdige und ſanfte Phyſiognomie des Oheims Jean, ihres Vaters.

Diejenigen, welche ſich noch an den ältern Bruder des gnädigen Herrn erinnerten, der ſeit funfzehn Jahren aus ſeiner Heimath verſchwunden war, behaupteten, daß das Lächeln der beiden Mädchen an ſein Lächeln erinnere; allein das Andenken an Louis von Penhoël wurde gefeiert in der Gegend, und wenn man an geliebte Abweſende denkt, ſo geſchieht es gar leicht, daß man ſich ganz falſche Ideen macht.

Digitized by Google

Cyprienne und Diane hatten das Licht der Welt begrüßt, als Louis von Penhoël bereits das Schloß ſeiner Väter verlaſſen hatte.

Cyprienne hatte große ſchwarze Augen, Züge von äußerſter Feinheit, die im Ganzen eine eigenſinnige Luſtigkeit andeuteten. Diane's Augen waren dagegen von einem dunkeln Blau. Es lag auf ihrem jugendlichen Antlitz etwas Nachdenkendes und zu gleicher Zeit etwas Unerſchrockenes. Wenn ihre Züge, welche ernſter waren als die ihrer Schweſter, ſich plötzlich durch ein Lächeln erheiterten, ſo war es, als ſähe man in den geöffneten Himmel.

Man ſah nie eine der beiden Schweſtern, ohne daß die andere in der Nähe geweſen wäre. Die Liebe der guten Leute, welche die Umgegend bewohnten, konnte ſich dieſelben auch gar nicht getrennt denken, und es ſchien Allen, als ob eine Bewegung der beiden jungen Mädchen Glück verkünde und Glück bringe. Hinſichtlich des Charakters waren Beide ſo verſchieden, wie hinſichtlich der Geſichtszüge, doch hatten wiederum Beide nur ein Herz.

Sie brachten Frohſinn und Leben in das Schloß Penhoël. Ihre unſchuldige und nie verſiegende Heiterkeit bekämpfte die eintönige Schwermuth des einſamen Sitzes.

Was ſie am meiſten auf der Welt liebten, das war erſt ihr Vater, der Oheim Jean, und dann die gnädige Frau. Nur um der gnädigen Frau willen zähmten ſie die Ausgelaſſenheit ihrer Natur. Es war ihnen das größte Glück des Lebens, der gnädigen Frau dienen, ſie anbeten zu können.

Marthe von Penhoël, ſo gut gegen Jedermann, war dagegen wunderſamer Weiſe ſtrenge und kalt gegen die beiden Schwe-

Digitized by Google

ſtern, die ſich vor ihr auf die Kniee warfen. Man hätte bisweilen auf den Gedanken kommen können, ſie werde durch die ſchmeichelnde Zärtlichkeit derſelben gelangweilt. Manchmal, das läßt ſich nicht leugnen, ſchien ſie gerührt zu werden, wenn ſie die allerliebſten Kinder ſah, ſchien eine geheimnißvolle Aufregung ihr Herz zu ergreifen und ſich dann auch in ihren Zügen auszuſprechen. Diane und Cyprienne waren ſelig, wenn in ſolchen ſeltenen Stunden die gnädige Frau einen langen und glühenden faſt mütterlichen Kuß auf ihre Stirnen drückte.

Ach! und das dauerte ſo lange, ehe dieſe glücklichen Stunden wiederkehrten! Die gnädige Frau ſchien die verſchwendeten Liebkoſungen zu bereuen, als hätte man ihr durch Ueberrumpelung einen Theil der leidenſchaftlichen Liebe entwendet, welche ſie gegen ihre eigne Tochter hegte!

Diane und Cyprienne waren jedoch weit entfernt, neidiſch zu werden, ſondern dehnten auf ihre Baſe Blanche die zärtliche Ergebenheit aus, welche ſie gegen die gnädige Frau fühlten.

Wenn daher auch jetzt die kleine Gruppe, welche aus den beiden Schweſtern und Roger de Launoy beſtand, plauderte und lachte, ſo vermied ſie doch jedes Geräuſch, um den Schlummer des Engels nicht zu ſtören. Von Zeit zu Zeit neigte ſich Roger vor, um einen Kuß auf die Hand der gnädigen Frau zu drücken, deren Günſtling er war. Etwas Schwermuth miſchte ſich dann in das Lächeln der beiden Schweſtern, welche fühlten, daß ſie weniger geliebt würden, und um dieſelbe Gunſt zu flehen, nicht wagten.

Un den grünen Teppich hatte indeß das Boſton von Fontainebleau ſeinen friedlichen Fortgang und ſtörte durchaus nicht die Unterhaltung, welche nebenher geführt wurde.

Digitized by Google

„Preußen! — Preußen!“ ſagte Meiſter Le Hivain, der Mann des Geſetzes, „warum ſollten es Preußen ſein?“

Der Name Houlans *) —“ begann Vater Chauvette.

„Der Name Houlans beweiſt gar nichts! — Ich habe die Preußen in Rennes geſehen, und das waren brave Soldaten, obgleich ſie eine abſcheuliche Sprache redeten. — Es fehlt gar nicht an alten Soldaten Bonaparte's —“

„Preußen oder Soldaten Bonaparte's,“ unterbrach den Sprechenden der Schulmeiſter, „ſie haben die ſchöne Meierei der Pontalès niedergebrannt — dort unten — hinter Glénac - -“

„Das iſt Recht!“ rief mit Härte René von Penhoël aus; „und wenn der Teufel alle Pontalès verbrennte, wie die Houlans die Meierei verbrannt haben, ſo wäre das noch beſſer! — Ich bitte mir ſechs Stiche aus.“

Der Oheim Jean ſprach nicht. Er folgte dem Spiele mit Zerſtreutheit und ſchien einen peinlichen Gedanken zu bekämpfen.

Der Oheim Jean war ſehr arm; Niemand achtete daher groß auf ihn.

„Petite misère!“ ſagte der Vater Chauvette.

„Acht Stiche!“ ſagte Herr von Penhoël. „Sind denn dieſe verdammten Pontalès jetzt in dem Schloſſe, Herr Le Hivain?“

„Sie ſind wegen der verbrannten Meierei zurückgekehrt und der alte Pontalès hat geſagt, daß er ſelbſt mit der Flinte auf dem Arme ſeine Meiereien bewachen werde, weil die Gendarmen nichts nützten.“

---

*) Ulanen.

Digitized by Google

Penhoël lächelte kalt und verächtlich.

„Wenn die Houlans nur den zu fürchten haben," ſagte er, „ſo können ſie in dieſem Winter noch gute Geſchäfte machen. — Pontalès iſt eine elende Memme! — wie ſein Vater! — wie ſein Großvater! — wie Alles, was von ſeinem Blute iſt und ſeinen Namen führt."

Der Schulmeiſter ſchlug die Augen nieder und der Mann des Geſetzes antwortete mit einem Kopfnicken.

Der Oheim in Holzſchuhen hatte nichts gehört.

Penhoël trank ein großes Glas Branntwein aus.

„Man behauptet da unten, in der Gegend von Rennes," murmelte Le Hivain in einem ſüßlichen Tone, „daß der kleine Herr Alain de Pontalès dennoch ein artiger junger Herr ſei! — Sie ſind mir vier Marken ſchuldig, Herr von Penhoël."

Dieſem trat das Blut bis unter die Augen. Seit man den Namen Pontalès ausgeſprochen, hatte ein verbiſſener Zorn ſeine Lippen verzerrt und alles Blut aus ſeinen Wangen vertrieben. Der gute Schulmeiſter zerbrach ſich den Kopf, um ein Mittel zu erſinnen, wie er der Unterhaltung eine andere Wendung geben könnte, aber vergebens.

Der Mann des Geſetzes dagegen empfand eine boshafte Freude, den Zorn ſeines Wirthes ſchüren zu können.

Oheim Jean ſchwieg noch immer. Sein blaues Auge, in welchem eine faſt weibliche Zartheit lag, blickte kaum auf die Karten und ſchweifte ſtets in die Ferne. Fiel ſein Blick aber auf ſeine beiden Töchter, ſo ſchlug er ſofort die Augen nieder und es ſchien ihn eine geheimnißvolle Wehmuth zu ergreifen.

„Der Tauſend, was für ein Spiel haben Sie in den Händen gehabt, Herr Jean!" rief Le Hivain aus; „und dennoch ver-

Digitized by Google

loren! wo haben Sie Ihren Kopf? — Was Pontalès betrifft so sagt man, daß er in Paris gewesen sei. Er hat den Lilien-Orden von dort mitgebracht, und wird nächstes Jahr wohl auch das Ludwigskreuz bekommen."

„Das ist nicht wahr!" brummte Penhoël, dessen Wangen sich scharlach färbten; „der König kann einem Spitzbuben das Ludwigskreuz nicht geben!"

„Ich wiederhole nur das, was ich gehört habe. — So viel ist ausgemacht, daß er bei alledem ein Edelmann ist —"

Penhoël legte seine Karten auf den Tisch und zog seine Brauen wild zusammen.

„Verdammter Makrocephalus!" dachte der Schulmeister.

Und er gab dem Gesetzkundigen ein Zeichen, daß er schweigen solle, doch wollte dieser das Zeichen nicht verstehen und fuhr fort:

„Ein Edelmann, wie ein Rieux oder Rohan, so wahr ich lebe! Es wird noch die Zeit kommen, wo wir ihn Herr Marquis von Pontalès nennen müssen."

„Und in sein Wappen," brummte der gnädige Herr mit verbissenen Zähnen, „wird er dann eine Flasche und ein Glas aufnehmen, zum Andenken an seinen Großvater, welcher Kneipenwirth in Carantoir war! — Ich steche Ihren Buben, Papa Chauvette! — **Grande misère décarte!**"

Die letzten Worte wurden auf eine Weise gesprochen, welche dem Meister Le Hivain nicht erlaubte, eine fernere Bemerkung zu machen. Das Spiel wurde einige Minuten schweigend fortgesetzt.

Aber René trank einen Schluck Branntwein nach dem andern, was ein schlechtes Mittel ist, um die verlorne Ruhe

Digitized by Google

wiederzu gewinnen. Der durch die Worte des Geſetzkundigen hervorgebrachte Eindruck verſchwand nicht wieder, ſondern es blieb eine düſtere Wolke über die Stirn des Herrn von Penhoël gelagert.

Indeß dauerte die Zerſtreutheit des Oheim Jean ſo fort, daß ſie nicht mehr verkannt werden konnte. Seit länger, als einer halben Stunde hatte er kein Wort geſprochen, und er bediente mit den Karten, welche ihn der Zufall ergreifen ließ.

Penhoël befand ſich in einer Stimmung des Geiſtes, in welcher man inſtinktmäßig ein Opfer ſucht, gegen das man ſeinen Zorn ausſchütten kann. Schon bei den erſten Fehlern des guten Oheims hatte er Worte der Unzufriedenheit ausgeſprochen.

Meiſter Le Hivain, genannt Makrocephalos, war auch dieſes Mal, wie immer, derjenige, welcher die Kohle in das Pulver warf.

„Das iſt nun das dritte Mal, daß Sie Carreau mit Coeur bedienen, Herr Jean," ſagte er in ſeiner kalt-ſüßlichen Weiſe; „wenn Sie ſo fortfahren, kann ein vernünftiges Spiel nicht zu Stande kommen."

Renè von Penhoël warf ſeine Karten auf den Tiſch und kreuzte die Arme.

„Es ſcheint, als wäre der Oheim ein zu vornehmer Herr, um bei dem Spiele mit geringen Leuten, wie wir es ſind, ſich an die Regeln zu binden," ſagte er mit Bitterkeit.

Der Spott war ein um ſo grauſamerer, als der arme Greis als jüngerer Sohn ohne Beſitz und Erbe ſo gewiſſermaßen von der Gnade ſeines Neffen lebte.

Der Oheim begann zu zittern und richtete gegen ſeinen

Neffen einen wehmuthsvollen Blick, in welchem die ganze zarte Duldsamkeit seines Herzens zu liegen schien.

„Ich bitte Sie, mir zu verzeihen, Penhoël," bat er.

René zuckte die Achseln. Er hätte lieber Jemand gehabt, der sich in einen Streit mit ihm eingelassen hätte.

„Sie haben also wahrscheinlich sehr anziehende Dinge zu überdenken?" versetzte der Neffe wieder, ohne seine üble Laune zu verlieren.

Der Oheim Jean antwortete nichts, sondern schlug die Augen nieder.

„Werden Sie uns die Gefälligkeit erweisen, uns den Gegenstand Ihrer anziehenden Gedanken mitzutheilen?" fuhr René von Penhoël in seinem Spotte fort.

Der Oheim schlug langsam die Augen auf. In seinen Wimpern zitterten Thränen.

„Es sind Erinnerungen, die in mir wach werden," sagte er mit tiefer und fast feierlicher Stimme.

„Und was für Erinnerungen?"

„Es sind heut' funfzehn Jahre, mein Neffe, daß Louis von Penhoël das Haus seines Vaters verließ, um nicht in dasselbe zurückzukehren."

Der Name Louis von Penhoël versetzte alle Anwesenden in eine schwermüthige Stimmung.

Der Schloßherr von Penhoël erbebte und wurde bleich.

Die Gäste des Schlosses verstummten.

Digitized by Google

Bretonischer Gesang.

Man hätte meinen sollen, der so unerwartet genannte Name des Erstgebornen der Familie habe die Anwesenden gleich einem vorüberschwebenden Gespenst erschreckt. Ein Schleier der Wehmuth war ausgebreitet über die Züge Aller, und während einer langen Minute herrschte fast Grabesschweigen in dem Familienzimmer der Penhoël.

Erst kaum noch hätte man meinen sollen, dem Glücke dieses Stilllebens stehe kein anderer Feind gegenüber, als die langweilige Eintönigkeit des ländlichen Lebens — jetzt aber zeigte sich dasselbe von einem ganz andern Gesichtspunkte aus.

Irgend ein Geheimniß trübte das Glück dieser Familie. Ehe der Name des Erstgebornen ausgesprochen war, hätte die Physiognomie des Schlosses in keiner Hinsicht die halben Worte und das offenbar hinsichtlich mancher Punkte beobachtete Schweigen des Vater Géraud, des ehrbaren Gastwirthes von Redon, erklärlich gemacht.

Es war eine stille Familie: ein Ehepaar, dessen beide Theile noch jung waren und die sich mit der etwas zu ruhigen Zärtlichkeit der Ehe liebten.

Jetzt erst gewannen die Worte des Gastwirthes einen Sinn. Hinter dem anscheinenden Frieden entdeckte man ein tiefes Leiden,

Digitized by Google

und das Geheimniß eines Familien-Drama's ließ ſich halb und halb hinter dem etwas gelüfteten Vorhange erſchauen.

Die gnädige Frau war bleich wie eine Statue von Alabaſter geworden, und ihre geſenkten Augen blickten nicht mehr den Engel an, der noch immer ſchlief.

Der Schloßherr von Penhoël, welcher anfangs einen Blick des Vorwurfs auf den Oheim Jean geworfen hatte, prüfte jetzt ſeine Frau mit finſterer Aufmerkſamkeit. Seine Brauen zogen ſich zuſammen und Runzeln durchfurchten ſeine Stirn.

Oheim Jean ſtützte ſein greiſes Haupt auf die Hand. Die Vergangenheit beſchäftigte ihn, er ſchien ſich in den Erinnerungen aus einer längſt entſchwundenen Zeit zu verlieren, in Erinnerungen, die ſo wonnig und doch auch ſo ſchmerzenvoll für ihn waren.

Cyprienne und Diane waren ebenfalls erſchreckt. Das allerliebſte Lächeln war von ihren Lippen verſchwunden. Verſtohlen blickten ſie bald nach dem finſtern Anblick des Schloßherrn, bald nach dem bleichen Antlitz der gnädigen Frau, und ihr Herz wurde ihnen krampfhaft beengt.

Die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft waren unbeweglich und ſtumm. Niemand wagte, das eiſige Schweigen zu brechen.

Draußen aber hatte ſich ein Unwetter erhoben. Der Sturm heulte um das Schloß, und der Hagel ſchlug klirrend gegen die Scheiben der Fenſter.

Nur zwei Perſonen in dem Zimmer wurden von der allgemeinen Unbehaglichkeit nicht mit ergriffen: es waren das Blanche, welche durch ihren Schlaf beſchützt wurde, und Vincent von Penhoël, der verſunken in die Anſchauung des Engels nichts hörte und nichts ſah.

Digitized by Google

Während seine beiden Schwestern und Roger de Launoy mehr und mehr von der düstern Wehmuth mit ergriffen wurden, welche sich der älteren Anwesenden bemächtigt hatte, lächelte er, weil der Engel eben im Traume lächelte.

Einige Secunden lang überflog die Züge des Kindes der Ausdruck der Freude und erklärte noch mehr die reine Schönheit desselben. Eine rosige Färbung überfloß seine Wangen und sein Mund öffnete sich ein wenig, als wollte es liebkosende Worte flüstern.

Vincent faltete seine Hände und hielt den Athem an.

Dann entschwand allmählich das Lächeln des Kindes. Eine Wolke des Schmerzes umflorte seine Stirn. Es bewegte sich schwach, als wollte es sich von der Brust seiner Mutter abwenden.

Noch wenige Secunden — und, erweckt entweder durch die entstandene Stille, oder auch vielleicht durch seinen Traum, richtete es sich erschreckt auf und stieß einen schwachen Ruf aus.

Sah man Blanche, wie sie ihre blauen Augen öffnete, welche sanft waren, wie die Liebe eines Kindes, so begriff man, wie die Poesie der guten Leute der Bretagne ihr den Beinamen des Engels hatte geben können.

Sie warf einen Blick um sich, in welchem noch eine letzte Spur von Furcht lag; dann reckte sie ihre halb entblößten schönen Arme aus, um sie um den Hals ihrer Mutter zu schlingen.

„Ach!“ flüsterte sie leise; „wie ich mich fürchte! — ich habe ihn gesehen! ich habe ihn gesehen!“

Digitized by Google

Bei der peinlichen Stille, welche in dem Zimmer herrſchte, gelangten ihre Worte zu den Ohren eines Jeden.

„Weißt Du, von wem ich rede?“ fuhr ſie dann fort, als ſie ſah, daß ihre Mutter ſie nicht nach dem Gegenſtand ihres Traumes befragte; „Du haſt mir oft erzählt, wie ſchön und gut er war, — o! ich habe ihn ſogleich erkannt!“

Die Bläſſe der gnädigen Frau wurde eine wo möglich noch tiefere. Sie wagte nicht, ihre Augen aufzuſchlagen.

Der zuſammengekniffene Mund des Rechtskundigen verrieth wider den Willen deſſelben alle die boshaften und ſpöttiſchen Gedanken, welche ſein Gehirn durchkreuzten, ohne daß er ſie laut werden zu laſſen wagte.

Die jungen Leute horchten neugierig. Cyprienne und Diane näherten ſich der gnädigen Frau, um die kleinen Hände des Engels zu küſſen.

„Du willſt mir nicht geſtehen, daß Du errätheſt, von wem ich ſpreche,“ ſagte das Kind zu ſeiner Mutter in einem allerliebſten Tone des Vorwurfs, „und doch weißt Du recht wohl, von wem ich ſpreche, denn Du erinnerſt mich alle Abende, daß ich für Oheim Louis zu dem lieben Gott bete!“

Dem Herrn von Penhoël blieb der Athem in der Bruſt ſtecken; er drückte den Rücken ſeiner Hand vor ſeine Stirn, auf welcher einige kalte Schweiß-Perlen ſtanden.

Die gnädige Frau blieb anſcheinend ruhig und kalt.

„Ich habe ihn geſehen,“ nahm Blanche wieder das Wort, „und ich war dabei ſo glücklich! Er nahm mich auf den Arm und ſagte zu mir: Führe mich zu Deiner Mutter! — O, Mutter,“ unterbrach ſie dann ſich ſelbſt, „wie ſchien er uns Beide ſo lieb zu haben!“

Digitized by Google

René von Penhoël sprang heftig von seinem Sitze empor und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer.

Als die gnädige Frau seine laut hallenden Tritte vernahm, schlug sie ihre bisher gesenkten Augen empor; es lag in denselben der Ausdruck tiefer Trauer, aber zugleich auch des Stolzes und der Ruhe.

Der Engel achtete auf diese Vorgänge nicht und fuhr fort:

„Als ich ihn zu Dir führte, liebe Mutter, da sank die Sonne, welche bisher hell gestrahlt hatte, hinter dem Berge nieder. Es wurde plötzlich finstere Nacht. Oheim Louis wurde bleich — sein Körper dehnte sich, wurde immer länger und länger — seine Arme waren lang und hager — er sank nieder auf den Boden und ich sah ihn mit einem großen weißen Tuche bedeckt —"

Penhoël war seiner Frau gegenüber stehen geblieben, die Brauen zusammengezogen, die Arme auf der Brust gekreuzt. Seine Lippen zitterten, als hätte er mit Mühe Worte zurückgehalten, die gern seinem Munde enteilt wären.

Blanche schwieg und schmiegte sich enger an ihre Mutter. Man hörte den Oheim Jean, der mit erstickter und langsamer Stimme sagte:

„Was hast Du noch gesehen, mein Kind? — Gott spricht bisweilen zu uns durch die Träume der Kinder."

Blanche schauderte vor Furcht zusammen.

„O! ich möchte es nicht noch ein Mal sehen!" sagte sie. „Als er da so lag auf der Erde, da neigte ich mich über ihn. Wo war sein sanftes Lächeln geblieben? Seine Augen bewegten sich nicht — ich berührte ihn — aber er war kalt, wie Marmor."

Digitized by Google

Die Stimme des Oheim Jean unterbrach nochmals das Schweigen.

„So sag denn in der Folge," sprach er langsam und feierlich, „wenn Du Abends zu dem lieben Gott betest: „Mein Gott, habe Mitleid mit der Seele meines armen Oheims Louis."

Seit das Boston unterbrochen war, hatte der Schloßherr von Penhoël nicht ein Wort gesprochen. Seine Züge, deren plumpe Regelmäßigkeit gewöhnlich nichts Anderes ausdrückte, als Unempfindlichkeit und Trägheit des Verstandes, zeugten jetzt davon, daß furchtbare Aufregungen sein Inneres peinigten.

Man hätte in seinem lebhaft aufgeregten Antlitz abwechselnd die Merkmale des Zorns, der Eifersucht, eines quälenden Schmerzes und vielleicht auch der Gewissensbisse überraschen können.

Er hatte die Hälfte der Branntweinflasche geleert. Der Geist des Alkohols verband sich mit der aufgeregten Leidenschaft, um sein dickes und träges Blut schneller durch die Adern zu peitschen.

Einen Augenblick schleuderte sein glühender Blick eine stumme, aber schreckliche Drohung gegen Frau und Kind.

Das war aber nur ein Augenblick. Als er die Worte des Oheims Jean hörte, da verschwand die Spannung seiner Züge wieder und seine Augen senkten sich, als wollte er eine Thräne verbergen.

Zwei oder drei Minuten kämpfte er solchergestalt mit sich selbst, dann bedeckte er sein Antlitz mit beiden Händen.

„Lüge! Lüge!" rief er. „Ich bin hier Herr, uud ich verbiete Jedem, wer es auch sei, zu sagen, daß mein Bruder Louis todt sei?"

Digitized by Google

Niemand antwortete. Ein Seufzer hob Penhoëls ſtarke Bruſt.

„Louis! — mein Bruder Louis!“ fuhr er dann mit leiſer Stimme fort. „Jedermann weiß, wie lieb ich ihn gehabt habe. — Nein, nein, er iſt nicht todt! – Gott würde auch mir Träume geſandt haben — ich bin ja ſein Bruder! — Wer hat hier das Recht, ihn mehr zu lieben, als ich?“

Bei dieſen letzten Worten ſchoß wieder ein wilder Blitz aus ſeinen Augen, und ſein Blick ſchweifte in dem Zimmer umher, als wollte er Jemand ſuchen, der ihm widerſpräche Aber nur traurigen und beiſtimmenden Blicken begegnete er und ſein Zorn legte ſich.

Er näherte ſich ſeiner Frau und küßte ihr die Hand, als wollte er Verzeihung von ihr erbitten, dann nahm er Blanche auf ſeine Arme und drückte ſie leidenſchaftlich an ſein Herz, während Vincents eiferſüchtiger Blick allen ſeinen Bewegungen folgte.

In den Augen der gnädigen Frau hätte man ein Gefühl entdecken können, welches dem Vincents gleich kam. Auch ſie ſchien unruhig, als wäre das Kind in den Armen ſeines Vaters nicht in Sicherheit geweſen.

Alles das würde einem Fremden, der zum erſten Male auf das Schloß Penhoël gekommen wäre, ſehr wunderlich vorgekommen ſein. Es lag in dem Benehmen des Schloßherrn ein unerklärliches Räthſel. Die Zärtlichkeit, welche ſich jetzt ſeiner bemächtigt hatte, die ihn eben ſo ſehr zu ſeiner Frau, wie zu ſeiner Tochter hinzog, widerſprach geradezu dem wilden, finſtern Blick, welchen er vorher auf jene Beiden geworfen hatte.

Eine nicht weniger wunderliche Sache war die Kälte, mit

welcher die gnädige Frau eben ſo wohl den Zorn, wie hinterher die Reue ihres Mannes aufnahm.

Es lagen in den edlen und ſchönen Zügen Marthe's alle Anzeichen, welche auf die Ergebung ihres Herzens deuteten.

Alle beobachteten indeß das bisherige Schweigen. Roger von Launoy, Cyprienne und Diane wandten ihre Blicke mit einer Art achtungsvoller Scheu ab. Der Oheim war noch immer in ſeinen Träumereien befangen. Der gute Schulmeiſter miſchte mechaniſch die Karten, um ſich eine Haltung zu geben, und der Rechtskundige ſchaute verſtohlen nach der halb geleerten Branntweinflaſche, in welcher er offenbar den Grund von Penhoëls ſich widerſprechendem Benehmen fand. Nur eine einzige Perſon unter den Gäſten des Schloſſes würde eine andere und beſſere Erklärung zu geben im Stande geweſen ſein; aber das war eine verſchwiegene Seele, in deren Herzen die anvertrauten Geheimniſſe, wie in einem Grabe, ruheten.

Penhoël hatte ſich neben ſeine Frau geſetzt und glättete mit ſeiner Hand die blonden Haare des Engels, welcher ihm ſanft entgegen lächelte.

„Marthe," ſagte er mit leiſer und vor Aufregung zitternder Stimme, „ich bin ein Narr! — Ich bin ja zu glücklich! — und Gott wird mich ſtrafen, denn ich bin undankbar und verdiene ſeine Barmherzigkeit nicht."

Er drückte die Hand der gnädigen Frau an ſeine Lippen und ſein durch einen letzten Reſt von geiſtiger Verwirrung umſchleierter Blick weilte anbetend auf ihrem Antlitz.

„Weiß ich, warum ich ſo viel dulde?" rief er aus. „O! Marthe! — Marthe! — ich bitte Dich, ſag mir, daß Du mich liebſt."

Digitized by Google

„Ich liebe Dich," verſetzte die gnädige Frau mit einer ruhigen Gefügigkeit.

Der chriſtlich liellevolle Herr Le Hivain, beigenannt Makrocephalos, dachte mit einer Ueberzeugung, welche, je länger, deſto mehr Boden bei ihm gewann:

„Er iſt total betrunken!"

Penhoëls Züge hatten ſich abermals umgewandelt, während er mit trauriger und entmuthigter Betonung die Worte ausſprach:

„Und Du ſagſt mir das wirklich, Marthe! — O, Du haſt ein gutes Herz — und willſt mich nicht zur Verzweiflung treiben."

Blanche vergaß ihr Lächeln, als ſie die düſtere Wolke ſah, welche von Neuem die Stirn ihres Vaters überzog.

Die Stimme des Vaters wurde barſcher und ſeine zuſammengezogenen Brauen verdeckten das Feuer ſeines Blickes, als er ſagte:

„Gnädige Frau! — gnädige Frau! — vergebens rufe ich mir zu, daß ich ein Narr bin; die Vergangenheit antwortet mir jedes Mal: „Du biſt klug!" — Ich habe meine Erinnerungen nicht vergeſſen und glaube, daß dieſes bei Ihnen noch weniger der Fall iſt."

Und mit harter Bewegung ſchob er die arme erſchreckte Blanche zurück, trat wieder an den Spieltiſch und goß ſich, ohne ſeinen Sitz wieder einzunehmen, ein volles Glas Branntwein ein.

Blanche ſank bleich und zitternd an die Bruſt ihrer Mutter. Niemand der Anweſenden wagte eine Bewegung.

René erhob ſein Glas und leerte es mit einem Zuge.

Digitized by Google

Dann richtete er ſich wieder auf; dunkle Röthe überzog ſeine Wangen und in ſeinen Augen zeigte ſich ein flüchtiges, verſtörtes Lächeln.

„Was fehlt uns denn?“ rief er aus und blickte prüfend rund um auf ſeine Gäſte. „Man ſollte meinen, es wäre ein Begräbniß-Abend! Zum Henker! lacht man denn nicht mehr in dem Schloſſe der Penhoël?“

„Mich grauſ't,“ flüſterte der Engel, während er zuſammenſchauderte.

Die zarte Färbung der Wange des zarten Mädchens war einer tiefen Bläſſe gewichen. Ihre Mutter ſchlang die Arme wie zum Schutze um ſie, und Vincent betrachtete ſie von Ferne mit noch mehr Beſorgniß, als ihre Mutter, und mindeſtens mit eben ſo viel Liebe.

Die Stimme des Haushern rief durch die Stille:

„Mädchen, nehmt Eure Harfen und ſingt uns ein bretoniſches Lied! — 'S iſt ein Jammer! die Stunde des Abendeſſens hat noch nicht geſchlagen, und ſchon ſchläft Alles ein!“

Cyprienne und Diane erhoben ſich gehorſam. In einer Ecke des Zimmers ſtanden zwei Harfen mit einem Geſtell von vergoldetem Holz.

Mit Rogers Hilfe trugen Cyprienne und Diane die Harfen nach dem Kamine.

„Was wollen Sie hören?“ fragte Diane.

„Ein Trinklied,“ antwortete Penhoël. „Aber Ihr kennt und könnt keins! — Singt, was Ihr wollt.“

„Meinen Lieblingsgeſang,“ bat der Engel.

Die beiden Töchter des Oheims Jean hatten der kleinen Blanche von Penhoël noch nie etwas abgeſchlagen.

Digitized by Google

Einige ſanfte und klagende Accorde erzitterten. Der Engel ſchloß die Augen und um ſeinen Mund ſah man gleichſam einen Widerſchein des frühern reizenden Lächelns ſchweben.

Die Harfen vollendeten das einfache und melodiſche Vorſpiel des bretoniſchen Geſanges.

Dann verbanden ſich zwei reine und jugendliche Stimmen mit den gedämpften Accorden der Harfen. Cyprienne und Diane ſangen:

Engel des Herrn, die ihr ſtrahlet bei Nacht,
Die ihr die ſchlummernde Menſchheit bewacht:
Leuchtende Sterne
Endloſer Ferne,
Geiſter der Jungfrau'n,
Schmerzlich zu ſchau'n,
Duftende Blüthe
Himmliſcher Güte,
Dreifache Engel mit fühlenden Herzen,
Lindert, o lindert auch meine Schmerzen....

Es war das eine jener Weiſen, erfunden in dämmernder Vorzeit von bretoniſchen Barden, einige langſame Noten, geſungene Thränen, welche den Weg zum Herzen zu finden wußten.

Der kalte Hauch, welcher Allen die Bruſt zuſchnürte, erwärmte ſich. Ein Ausdruck der Ruhe ergoß ſich über Blanche's reizendes Geſicht. Die gnädige Frau und Vincent von Penhoël, welche den Engel nicht aus den Augen ließen, bekamen gleichſam ihren Antheil von dieſer plötzlichen Aufheiterung. Oheim Jean

Digitized by Google

hatte ſeine weißen Haare zurückgeſtrichen; ſeine Augen richteten ſich nach Oben; er ſchien mit Gott zu ſprechen.

Was Robert von Launey betraf, ſo betrachtete er abwechſelnd die beiden Sängerinnen, indem er zu prüfen ſchien, welche von Beiden die ſchönſte ſei und ſich über das eigenthümliche Pochen ſeines Herzens wunderte.

Die beiden Sängerinnen ergötzten Auge und Ohr. Scheffer hatte keine reizendern Phantaſieen, als er ſeine Mignons auf die Leinwand warf; Cumberworth hatte keine wonnigere Viſion, als er die kindlichen Thränen ſeiner Lesbia aus hartem Marmor weißelte oder das unſchuldige Lächeln ſeiner Virginie.

Sie waren ſchön, wie die kindliche und ſüße Poeſie des Volkes, welches unter allen Völkern der Erde den meiſten poetiſchen Sinn hat, und der einfache Geſang der Bretagne gewann eine heilige Harmonie, indem er zwiſchen ihren kindlichen Lippen hervorging.

Die Harfen vermählten ihre Accorde und die beiden jungen Mädchen ſangen die erſte Strophe.

O Blümlein der Jungfrau, Schönchen der Nacht,
von ſeltener Pracht,
Ein Englein Deine Stelle dir wies
im Paradies;
Du ſendeſt in ſtiller nächtlicher Luft
des Kelches Duft
Empor zu dem Gott auf himmliſchem Thron
und ſeinem Sohn.

Das Köpfchen des Engels bewegte ſich zwiſchen ſeinen blonden Locken an der Bruſt ſeiner Mutter.

Digitized by Google

Die beiden jungen Mädchen ſangen die zweite Strophe:

O Sternlein am Himmel, Schönchen der Nacht,
von ſtiller Pracht,
Was hat dich die Wolke, die ſchwarze dort,
ſo dicht umflort,
Was zeigſt du, liebes Sternlein, uns nicht
dein flimmerndes Licht,
Das ſonſt an dem blauen Firmament
ſo freundlich brennt.

„Welche von den Beiden wird mich lieben?“ fragte ſich Roger von Launoy.

Penhoël ſchob die Flaſche mit Branntwein von ſich.

Selbſt der Schulmeiſter und der Rechtskundige lauſchten. Geſtehen müſſen wir jedoch, daß der Rechtskundige bisweilen gähnte.

Cyprienne und Diane fuhren fort:

Schönchen der Nacht, du Nebelgebild
der Jungfrau mild!
O! hat dir gebrochen das fühlende Herz
der Liebe Schmerz?
Ach, ſchlummerteſt einſt an der Mutter Bruſt
mit Kindes Luſt
So ſüß, bis du ſankeſt hinab, hinab
in's kühle Grab.

Du ſchwebeſt dahin durch die Weiden am See,
und tiefes Weh

Ruft ſtets dich zurück an die irdiſche Luft
aus tiefer Gruft.
Bethränt hat die Blümlein dein Auge ſo blau
mit Perlenthau,
Dich aber entführet der Morgenwind
geſchwind, geſchwind! *)

Die Nachtſchönchen.

„Kleine Jungfrau, kleiner Stern, kleine Blume

„Das Nachtſchönchen iſt die liebſte Blume der Jungfrau Maria

„Die kleine Blume, roſiger als die Roſe, weißer als die Lilie, blau wie das Azur des Paradieſes.

„Die Blume, welche ſich neigt am Morgen, ähnlich der Chriſtine, welche betet.

„Das Nachtſchönchen iſt der kleine Stern, der reine Diamant des Himmels

„Der Stern, welcher Muth leiht, wenn man vor Sonnenaufgang auf

---

*) Die guten Leute des flachen Landes von Morbihan begreifen unter dem Namen Nachtſchönchen oder Schönchen der Nacht (**belles de nuit**) nicht nur die Blume, welche man in ganz Frankreich ſo benennt, die unächte Jalappe, ſondern auch die Sterne und die jungen Mädchen, welcher vor der Verheirathung, im jungfräulichen Stande, verſtorben ſind. Die obige Romanze, das Werk irgend eines eingebornen Troubadour des Morbihan, iſt nur eine ſchwache Nachahmung des Originalgeſanges in bretoniſcher Sprache. Wir werden dieſen Geſang nachſtehend in wörtlicher Ueberſetzung mittheilen, und zwar fühlen wir uns dazu um ſo mehr bewogen, da er ſich nicht in der ſchönen Sammlung bretoniſcher Poeſieen findet, welche Herr Theodor de la Villemarqué herausgegeben hat.

Digitized by Google

frostigen Pfaden dahin wandelt, die noch mit den Geistern der Nacht erfüllt sind.

„Das Nachtschönchen ist die Jungfrau im Tode, die schöne und sanfte, die durch den Gram der Liebe starb.

„Die arme bleiche Maid, welche an dem See entlang weint und von trauernden Herzen gehört wird.

„Die Schöne und Zarte, die sechszehn Jahre zählte, ach! als wir sie unter dem Rasen begruben.

„Des Abends wandelt sie dort unter den Weiden, weiß gekleidet, wie eine Braut. Der Wind, welcher in den Zweigen klagt — es ist ihr Athem.

„Diese Perle, welche die Morgensonne auf dem gefallenen Blatte erglänzen läßt, es ist eine Thräne aus ihren armen Augen...

„Kleine Jungfrau, kleiner Stern, kleine Blume!

Die Noten des Ritornell erstarben in zitternden Schwingungen.

Blanche öffnete ein wenig ihren schönen Mund. Der Gesang hatte sie, die ohnehin Müde, eingeschläfert. Die gnädige Frau schlug ihre Augen nieder, als hätte der Gesang im Innersten ihres Herzens neue Aufregungen hervorgerufen.

„Das war schön, meine Tochter," sagte Penhoël; „nun singt uns aber auch etwas Lustiges vor."

Die Harfen erklangen von Neuem, denn Cyprienne und Diane präludirten. René von Penhoël, auf den die Musik gleich einem beruhigenden Mittel gewirkt hatte, reichte dem Oheim Jean die Hand.

„Sie sind doch nicht böse auf uns, Oheim?" fragte er.

Digitized by Google

Der Greis ſchien aus einem Traume zu erwachen.

„Was zum Henker! woran denken Sie denn?“ fragte Penhoël mit Heiterkeit.

„Ich dachte,“ antwortete der Oheim Jean mit ſeiner ſanften und dabei zum Herzen dringenden Stimme, „ich dachte an jene Zeit, da wir dieſen Geſang zum erſten Male hörten. — Erinnern Sie ſich noch, René? — Es war unſer Louis, der uns den Geſang von Vannes mitbrachte.“

Unter den geſenkten Augenlidern der gnädigen Frau zitterte abermals eine Thräne.

„Damals war die Familie unſers Vaters noch eine glückliche, mein lieber Neffe René,“ fuhr der Oheim fort; „wie Louis Sie damals ſo zärtlich liebte! — und wie wohlthuend es war, Euch Beide zu ſehen, ſo ſchön, ſo kräftig, ſo heiter!“

Der Schloßherr von Penhoël ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch, ſo daß die Karten und die Marken emporflogen.

„Nochmals!“ rief er aus; „ſoll ich denn durchaus heute Abend ein hitziges Fieber bekommen? — Schweigt, Mädchen! — Euer Spiel verdreht mir den Kopf!“

Cyprienne und Diane gehorchten ſofort. Man hörte nichts mehr in dem Zimmer, als das Heulen des Sturmes, welcher draußen wüthete

Die Thür öffnete ſich und ein Bedienter in bäuriſcher Tracht erſchien auf der Schwelle

Herr Le Hivain hatte für einen Augenblick die angenehme Hoffnung gehegt, daß die Aergerniſſe des Abends endlich durch den Ruf zum Abendbrot beendigt würden.

REGENSBURG 7 STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gnädiger Herr," ſagte der Diener, der Sohn des Müllers von Houſſayes iſt ſo eben athemlos angekommen."

„Was will er?" fragte Penhoël.

„Er ſagt, daß das Waſſer aus dem Hochlande komme. Man hat nie eine ähnliche Ueberſchwemmung geſehen. Die Pfeiler der Brücke zitterten und man befürchtet ſehr, daß das ganze Haus fortgeriſſen werde."

Penhoël ſtieß ſeinen Stuhl heftig zurück. Ein auch nur im Mindeſten halbblickender Beobachter würde bemerkt haben, daß dieſe Unterbrechung ihm durchaus nicht mißfalle.

„Der Junge mag zurückkehren," ſagte er, „ich werde ſelbſt nachſehen."

„Bei dieſem Wetter und dieſer Tageszeit?" fragte die gnädige Frau.

Penhoël ſchulterte ſich.

„Das Schlimmſte, was Einem bei dieſem Wetter begegnen kann," antwortete er barſch, „iſt, daß man im Waſſer umkommt — und ich möchte wohl den Namen deſſen kennen, der mich beweinen oder auch nur beklagen ſollte, gnädige Frau!"

„Ach, René! — René!" ſagte Marthe im Tone eines ſanften Vorwurfs.

„Niemand liebt mich!" fuhr Penhoël fort, „Niemand!"

Er ſchritt auf die Thür zu. Die gnädige Frau gab Roger und Vincent ein Zeichen.

„Wir werden Sie nach Houſſayes begleiten," ſagten Beide zu gleicher Zeit.

„Ihr werdet hier bleiben!" rief ihnen Penhoël entgegen, „ich verbiete Euch, mir zu folgen!"

Er warf über ſeine Kleidung eine Jacke mit Kapuze von

Wolfsfell, welche neben der Thür hing, und ging, ohne ein ferneres Wort zu ſagen.

„Er iſt gut," ſagte Oheim Jean im Selbſtgeſpräche vor ſich hin, „und ſein Herz hört noch den Ruf des Unglücks."

„Es giebt aber auch in der ganzen Gegend kein Mädchen, welches ſchöner wäre, als die ſchöne Jeanne von Houſſayes!" ſagte der ungläubige Makrocephalus.

Der Hagel raſſelte vor die Fenſterſcheiben. Der Wind heulte und der Donner rollte.

René von Penhoël ſchritt allein durch das Thor des Schloſſes. Der kleine Knabe des Müllers lief bereits am Fuße des Berges durch den Regen.

René ging mit langſamen Schritten die ſteile Steige hinab. Er hatte die Kapuze ſeiner Jacke von Wolfsfell zurückgeworfen und fühlte eine Art von Wohlbehagen, ſein entblößtes Haupt den Regengüſſen auszuſetzen, welche der Sturm gegen ihn peitſchte. Ungeachtet der über ihn herabſtrömenden Regenfluthen blieb ſeine Stirn glühend.

Er ging mit geſenktem Haupte und ſtrich von Zeit zu Zeit mechaniſch die triefenden Haare zurück, welche ihm über die Augen hinunter geſpült wurden durch den Regen und ihn faſt blendeten. Ohne ſich deſſen eigentlich bewußt zu ſein, ſeufzte er von Zeit zu Zeit: „Louis! -- Louis! — mein Bruder!"

Die Nacht war finſter, und nur in langen Zwiſchenräumen zerriß ein Blitz die ſchwarzen Wolken.

Dann ſah man während eines flüchtigen Augenblicks das Tiefland, den unabſehbaren Anger, durch welchen ſich die ſchmalen Flußbetten ſchlängelten, und die fernen Hügelketten, welche

Digitized by Google

aus dem Dunkel hervortraten, um sogleich wieder in dasselbe zu versinken.

Penhoël ließ das Häuschen Benoit Haligans hinter sich zurück. Vor der Thür des Fährmanns brannte noch immer die kleine Laterne. Er hatte zu seiner Rechten den Port-Corbeau, zu seiner Linken die alte Mauer aus der Feudalzeit, welche den Hügel zu stützen schien und bei der Tour-du-Cadet endete.

Die Mühle von Houssayes lag etwa eine Viertelstunde weiter aufwärts von jener alten Warte.

An dieser Stelle floß der Oust noch langsam und ruhig zwischen seinen hohen Ufern.

Ehe Penhoël um die Ecke der Mauer bog, warf er noch einen Blick nach der Höhe des Hügels, wo die Fenster des Schlosses einen matten Lichtschein in die Nacht hinaus sandten.

Er preßte beide Hände gegen die glühenden Schläfe.

„Meine Frau und mein Kind!“ rief er mit entmuthigter Stimme aus; „weiß ich denn, ob ich glücklich oder unglücklich bin!“

Er blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, dann fuhr er fort:

„Ich liebe sie beide! — Ich liebe nur sie in der Welt! — und Marthe denkt doch stets an den Abwesenden! — O! immer! — immer! — Und bisweilen frage ich mich sogar, ob Blanche —“

Er unterbrach sich. Die Nacht verbarg die fahle Bläße seines Antlitzes. Ein schrecklicher Gedanke hatte sein Herz durchschauert.

Digitized by Google

„Louis! — Louis! — mein Bruder!“ rief er nochmals aus und ſetzte dann ſeinen Weg nach dem Oberlande fort.

Es würde ſchwierig geweſen ſein, zu unterſcheiden, ob die Aufregung, welche ſeine Stimme erzittern ließ, aus den Qualen trauernder Liebe oder aus der bittern Wuth eiferſüchtigen Zornes entſprang.

Einige Minuten ſetzte er ſeinen Weg in raſchem Laufe fort, dann blieb er plötzlich wieder ſtehen.

Der ferne Ton eines Hornes ließ ſich in der Richtung nach dem Laufe der Verne hören.

Ein fernes Geſchrei, deſſen bekannte Bedeutung er ahnte, drang zu ſeinen Ohren.

Er unterſchied den Ruf:

„Waſſer! — Waſſer! — Waſſer! —“

Als der Wind ſich einen Augenblick legte, vernahm er ein dumpfes Brauſen, das ſonſt einem fernen Donner glich.

Es war das die Fluth der Hochwaſſer, welche ſich heranwälzte.

Penhoël erwachte aus ſeinen peinlichen Träumereien und erinnerte ſich der Urſache, aus welcher er das Schloß verlaſſen hatte.

Da wollte er weiter eilen, nach der Mühle von Houſſayes, als er plötzlich Stimmen hinter ſich hörte, welche von der andern Seite des Duſt herrüberriefen:

„Holla! Fährmann! — Hierher! — hierher!“

Es waren das die Stimmen heiterer und luſtiger Leute, allein ſie erklangen dem Herrn von Penhoël gleich Rufen der Todesangſt. Sein Herz pochte ungeſtüm.

Digitized by Google

Der Ton des Hornes kam näher und näher, gleich wie auch jenes gewaltige Brauſen, welches dem fernen Rollen eines Donners glich.

Und näher und näher hörte man den Ruf:

„Waſſer! — Waſſer! — Waſſer! —“

Digitized by Google

Zwei Grundbesitzer.

Was am meisten das Herz Renés von Penhoëls beängstigte, das war nicht das heisere Horn, welches seine Unheil verkündenden Töne in die dunkle Nacht hinaus sendete, das war nicht der Schrei, welcher von ferne die Wassersnoth verkündete, das war auch nicht die donnernde Drohung des Wassers, welches gegen seine Ufer ankämpfte — das waren vielmehr die heitern und sorglosen Stimmen, welche von dem andern Ufer her nach dem Fährmann riefen.

Da waren also Menschen, welche nichts ahnten, und doch konnte binnen wenigen Secunden der Boden, auf dem sie standen, unter den ausgetretenen Fluthen verschwinden.

Der Tod konnte sie überraschen, ohne daß sie auch nur das Mindeste vorher ahnten.

Penhoël empfand jene Herzensangst, welche man fühlen würde, sähe man einen Unglücklichen lächelnd und nichts ahnend dahin schreiten, während hinter ihm, im Schatten, die bewaffnete Hand des Mörders sich erhebt.

Sein erster Gedanke war der, sie von der Gefahr zu benachrichtigen. Er versuchte sich ein Sprachrohr durch seine beiden zu beiden Seiten des Mundes gehaltenen Hände zu bilden und rief einzelne Worte nach dem andern Ufer des Flusses hin-

Digitized by Google

über; aber der Wind, welcher wüthend sein Antlitz peischte, ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß seine Rufe vergebens sein würden. Derselbe Wind, welcher ihm so deutlich die Worte zutrug, welche auf dem andern Ufer des Flusses gesprochen wurden, setzte dem Hinüberschallen der Worte des Herrn von Penhoël undurchdringliche Schranken entgegen.

Er wußte nicht, was er thun sollte. Das Wüthen des Orkanes verdoppelte sich und man hörte bald nicht mehr die Töne des Hornes, nicht mehr das Brausen der Fluthen.

„Ich werde noch Zeit haben," dachte er; „der Wasserbote ist noch fern."

Er ging sogleich den Weg zurück, den er gekommen war, schritt abermals an der Mauer entlang und lief nach dem Häuschen Benoit Haligans, dessen matte Laterne ihren schwachen Schein durch die entlaubten Kastanienbäume warf.

Die unbekannten Reisenden, welche auf der Straße von Redon hielten, schienen höchst ungeduldig zu werden und schrieen noch lauter: „Hella! Fährmann! — Hierher! — hierher!"

Der Weg war beschwerlich; der Regen, welcher noch stets in Strömen herabgoß, durchweichte den Boden und machte den Pfad schlüpfrig.

Penhoël war noch nicht auf der Hälfte des Weges, als er während einer augenblicklichen Pause, in welcher der Sturm neuen Athem zu schöpfen schien, den schweren Galopp eines Bauernpferdes hinter sich zu hören glaubte. Fast in demselben Augenblick erscholl das Horn kaum zwanzig Schritte hinter ihm, so daß der Ton desselben in seiner ganzen heisern und heulenden Stärke an seine Ohren schlug.

Digitized by Google

Er ſah einen Reiter in der Dunkelheit unter ſich vorüber galoppiren.

„Bote!“ rief er, ſo laut er konnte.

„Sind Sie es? unſer gnädiger Herr?“ antwortete der Reiter, welcher ſein Pferd angehalten hatte. „Der Herr ſei Ihnen gnädig! — Sie werden im nächſten Augenblick die Räder Ihrer Mühle in Houſſayes vorüber kommen ſehen!“

„Um wie viel biſt Du der Fluth voraus?“

„Sie iſt ſchneller, als mein Pferd! und wenn ich nicht vor ihr nach Glénac gelange, ſo wird man mehr als ein neues Grab auf dem Gottesacker aufwerfen müſſen.“

Und er ritt im Galopp weiter, während er aus Leibeskräften rief:

„Waſſer! — Waſſer! — Waſſer!“

Penhoël erreichte das Häuschen des Fährmannes, welches von innen verſchloſſen war.

„Benoit!“ rief er, „Benoit Haligan! auf!“

Im Innern antwortete eine hohle Stimme:

„Ich habe zwei neue Seile an die große Fähre gelegt, und eine Kette an die kleine. — Sie haben nicht nöthig, für irgend etwas beſorgt zu ſein, das Ihnen gehörte, Penhoël.“

„Oeffnet mir!“ nahm dieſer wieder das Wort; „es ſind Menſchen auf dem andern Ufer, auf der Straße nach Redon.“

„Ja — ja!“ brummte ruhig der Fährmann; „ich bin noch nicht taub und höre wohl, was für einen Lärm ſie machen. — Aber ich habe auch das Horn des Boten gehört. Man müßte den Teufel im Leibe haben, gnädiger Herr, wenn man in dieſem Augenblick die Fähre löſen wollte.

Oheim Jean hatte Recht: René von Penhoël war im

Grunde ſeines Herzens ein guter Mann, und der Ruf des Unglücks fand noch einen Weg zu ſeinem Herzen.

Er rüttelte zornig an der Thür des Fährmanns.

„Oeffne,“ rief er in einem gebietenden Tone; „wenn Du Dich fürchteſt, ſo gieb mir den Schlüſſel zu der kleinen Fähre und ich werde ſelbſt hinüberſetzen, die Menſchen zu retten.“

„Was das betrifft,“ antwortete der Fährmann, deſſen Stimme ſich bis zu einem Murmeln ſenkte, „ſo wollte ich lieber das **Pater** und das **Ave** verlernen! Hören Sie, ſeien Sie vernünftig, Penhoël! — Sie ſehen wohl, daß es Fremde ſind, weil ſie da am Ufer ſtehen bleiben, obgleich ſie den Ton des Hornes gehört haben, und ſchreien, wie die Beſeſſenen, ſtatt daß ſie aus Leibeskräften davon eilen ſollten, um ſich zu retten. — Die Fremden! die Fremden! die ſind das Unglück und der Untergang des Landes!“

Penhoël hörte dann noch im Innern dieſelbe hohle Stimme murmeln:

„Geduld! — Geduld! — für Euch wird die Nacht nicht zu lang dauern! — Aber, Herr Jeſus! was für ein Unwetter! — was für ein Unwetter!“

Was Benoit hörte, war allerdings der Sturm, welcher ſeine Wuth verdoppelte, aber es war auch zugleich das Waſſer, welches toſend und brauſend von den Hochlanden ſich heranwälzte.

Der Bliz, welcher dem Fährmanne ſeinen letzten Ausruf entlockt hatte, dieſer Bliz hatte Penhoël gewiſſermaßen verſteinert.

Bei dem Lichte deſſelben hatte er nämlich die beiden Unbekannten geſehen, welche noch immer, ohne Arges zu ahnen, an

dem Ufer ſtanden, während ihre Pferde, die weit geöffneten Nüſtern dem Winde entgegen haltend, die Gefahr ſchon von fern zu wittern ſchienen. Zugleich hatte er aber auch eine ſchäumende Fluth, welche weißer war als Schnee, ſich in die Bergſchlucht ſtürzen geſehen.

Einen Augenblick ſpäter ſtießen die beiden Reiſenden zu gleicher Zeit ein lautes Hilfegeſchrei aus.

Penhoël nahm einen gewaltigen Anlauf und rannte gegen die Thür des Fährmannes, ſo daß dieſelbe in das Haus hinein flog.

Das Innere des Häuschens war ſchwach erleuchtet von dem Scheine eines dünnen Harzlichtes, welches an der Wand befeſtigt war. Keine andere Ausſtattung des Raumes war zu ſehen, als ein Ruhebett, über welchem ein Crucifix von Knochen angebracht war, und eine Truhe, auf welcher ein Fiſchnetz trocknete.

Benoit Haligan ſtand in der Mitte ſeiner Stube.

Er war ein hochgewachſener Greis, hager und knochig, in deſſen unſteten Augen ein gewiſſer begeiſterter Ausdruck lag. Seine grauen Haare hingen in langen Büſcheln über die Stirn hinab. Das Fieber des ſumpfigen Tieflandes hatte ſeine bleiche Wange ausgehöhlt, aber er hielt ſich noch gerade und ſein hoher Wuchs hatte eine Art theatraliſcher Majeſtät.

Benoit Haligan übte zwiſchen Glénac und dem Flecken Bains ſein dreifaches Gewerbe als Fährmann, Einrenker (Wundarzt) und Hexenmeiſter. Der Sage nach war ſeit Jahrhunderten in ſeiner Familie die Gabe des „zweiten Geſichts“ (der Kunſt in die Zukunft zu ſehen) vom Vater auf den Sohn fortgeerbt. Man wußte nicht recht, ob er ein guter Chriſt

wäre, oder ein Diener des bösen Geistes, aber er flößte ein großes Vertrauen ein und noch größere Furcht.

Zu den Zeiten des Krieges war er Chouan gewesen.

Wenn die guten Leute der Umgegend nach Sonnenuntergang von Redon zurückkamen und die Fähre von Port-Corbeau benutzen mußten, so wurden sie schon eine halbe Stunde vorher von Furcht ergriffen und sagten aus Klugheit ihre besten Gebete her.

Im Ganzen genommen, war er ein echter Bretone, welcher seinen letzten Blutstropfen für seinen König und für seine Herrschaft hingegeben hätte.

Als er seine Thür zertrümmert sinken sah, wich er nicht von der Stelle und rührte die über die Brust gekreuzten Arme nicht.

„Den Schlüssel! — den Schlüssel!“ schrie Penhoël, indem er sich auf ihn zustürzte.

„So wurde die Thür Eures väterlichen Hauses einst niedergerannt,“ sagte der Fährmann im Tone eines kalten Vorwurfs, „es war zu den Zeiten der Blauen; aber ich stand dahinter, um sie zu vertheidigen!“

„Den Schlüssel!“ wiederholte Penhoël keuchend vor Aufregung; „hörst Du denn nicht das Geschrei ihrer Todesangst? Man ladet den Fluch des Mordes auf sich, wenn man Christen auf solche Weise ohne Hilfe sterben läßt.“

„Ich höre ihr Geschrei,“ antwortete Benoît; „und ich bitte Gott, daß er sie verderben möge.“

Von Zeit zu Zeit hörte man die Stimmen der Unglücklichen, welche den Lärm der entfesselten Elemente noch übertönten.

Digitized by Google

Sie ſchrieen:

„Zu Hilfe! zu Hilfe!“

Der Herr von Penhoël ſchüttelte den Greis, welcher unbeweglich blieb.

„Ich verſpreche Dir zehn Thaler, wenn Du mir den Schlüſſel giebſt,“ fuhr er mit kreiſchender Stimme fort; „zwanzig Thaler! — dreißig Thaler!“

Benoit Haligan ſchüttelte langſam den Kopf.

„Ich habe weder Frau, noch Kinder,“ antwortete er; „was ſoll mir Euer Geld nützen? Gott will nicht, daß die Fremden kommen, um das arme Brot der Bretagne zu verzehren!“

René's Augen rollten wüthend in ihren Höhlen und ſeine krampfhaft gekrümmten Finger bedrohten den Hals des Greiſes.

„Penhoël,“ ſagte darauf dieſer Letztere mit ſanfterer Stimme, „Ihr könnt mich ermorden — Ihr wißt wohl, daß ich mich gegen Euch nicht vertheidigen werde — aber nimmer werde ich den Sohn Eures Vaters ſeinem Unglück entgegen gehen laſſen! Giebt es nicht ohnedieß ſchon genug böſe Vorbedeutungen für Euch, gnädiger Herr? Könnt Ihr nicht von Euren Fenſtern aus ſehen, wie das Schloß, das Euren Namen führt, von einem Todfeinde bewohnt wird? Ihr ſeid jung, Eure kräftigen Finger krallen ſich in das Fleiſch eines armen Greiſes! — Zerbrecht nur dieſen Arm, Penhoël, der Euch ſeit ſechszig Jahren gedient hat, und Ihr werdet doch Benoit Haligan am Reden nicht verhindern!“

„Aber, Elender!“ ſchrie René, „haſt Du denn kein Herz im Leibe?“

„Eure Tochter war todtenbleich heute Morgen, Penhoël — das iſt ſchon ziemlich lange her, daß ich zum erſten Male Euch darauf aufmerkſam machte. — Ehe Ihr ſterbt, werdet Ihr ſie

alle Drei ſehen, wie ſie bei Nacht unter den Weiden dahingleiten — die drei armen kleinen Heiligen, gnädiger Herr! — Blanche, Cyprienne, Diane! — O, das wird drei neue Nachtſchönchen für die Ufer unſerer Gewäſſer geben!"

„Du willſt mir alſo den Schlüſſel nicht geben?" ſchrie René drohend.

„Und wer weiß," fuhr der Fährmann mit ſeiner ruhigen Wehmuth fort, „ob es nicht gerade ihr Tod iſt, der dort unten von der Stadtſeite herkommt? — Hört auf meine Worte, Penhoël," fuhr er dann in einem nachdrucksvollen Tone fort: „Wenn die Hand des Herrn gegen einen Fremdling iſt, dann hütet Euch wohl! — laßt ihn ſterben, den Fremdling, ſonſt wird er das Heil Eurer Seele und das Leben Eures Körpers Euch rauben!"

Noch immer hörte man das Hilfegeſchrei, allein mit jedem Augenblick wurde es ſchwächer.

„Zum letzten Male!" gebot René, deſſen Worte kaum zwiſchen den feſt zuſammengebiſſenen Zähnen hindurch ihren Weg finden konnten; „den Schlüſſel her! oder wehe Dir!"

Und da der Fährmann noch immer nicht gehorchte, ſo ergriff ihn Penhoël bei der Kehle und warf ihn zu Boden.

Dann nahm er ihm mit Gewalt den Schlüſſel ab und eilte hinweg, der Fähre entgegen.

Benoit Haligan richtete ſich ſogleich wieder empor und verließ ebenfalls ſein Häuschen.

„Penhoël!" rief er, „mein guter Herr! — geht nicht! — im Namen des allmächtigen Gottes! — Unſere Väter haben uns ſchon einen wahren Spruch hinterlaſſen: der Fremde, den

wir retten, betrügt uns um das Heil der Seele und um das Leben des Körpers!“

René ſchloß die Kette auf, welche die Fähre an den Stamm eines Baumes feſſelte.

Die Fluthen hatten eine ſchreckliche Gewalt. Er bedurfte aller ſeiner Gewandtheit und jugendlichen Kraft, um in die als kleine Fähre dienende Barke ſich zu ſchwingen, welche bereits die Strömung mit ſich fortriß.

Und dennoch — als er ſich wandte, um die Ruderſtange zu ergreifen, ſtand der alte Benoit Haligan neben ihm.

„Ich habe ſechszig Jahre das Brot der Penhoël gegeſſen,“ ſagte er mit finſterer Entſagung; „mag Gott mir nur das Heil meiner Seele bewahren! das Leben meines armen alten Leichnams kann ich wohl dem Sohne meines Herrn opfern!“ . .

. . . . . .

Etwa noch eine Stunde war auf Tageshelle zu hoffen, als der junge Herr Robert von Blois und ſein Stallmeiſter Blaiſe den Gaſthof zum gekrönten Bock verließen. Herr Géraud, die Mütze unter dem Arme und die Pfeife in der Taſche, begleitete ſie etwa funfzig Schritte weit von ſeinem Hauſe.

„Wir werden unſere kleine Rechnung morgen in Richtigkeit bringen,“ ſagte Robert.

„Was das betrifft,“ erwiederte der Gaſtwirth, „morgen oder in einem Jahre — wann Sie wollen! — Was Ihre junge Dame betrifft, ſo wird für dieſelbe geſorgt werden, als wäre ſie die Tochter eines Königs!“

„Sehr verbunden, mein guter Herr Géraud — und auf Wiederſehen!“

„Glückliche Reiſe!“

Digitized by Google

Der Gastwirth machte eine tiefe Verbeugung, und als Robert und Blaise in die Hauptstraße einlenkten, rief ihnen der gute Mann nochmals von fern nach:

„Hüten Sie sich vor den Fluthrinnen! — und vor den Houlons! — und vor der Ueberschwemmung!“

Robert und Blaise setzten ihre Pferde in Trott und verließen die Stadt.

Als sie sich auf freiem Felde befanden, begann es schon zu dämmern. Es war prachtvolles Wetter, aber die Sonne senkte sich hinter ein Gebirge finsterer Wolken mit purpurnen Säumen, und von Zeit zu Zeit schüttelten plötzliche Windstöße das trockne Laub von den Bäumen.

Robert dachte nach, allein sein Nachdenken war heiterer Art, und ein triumphirendes Lächeln hob auf kecke Weise die Winkel seines Mundes. Blaise fühlte keine besondere Heiterkeit. Während sein Herr sich Schwärmereien überließ, mattete er sich auf seinem breiten Pferde ab und nahm Haltungen an, welches des Circus Olympicus würdig waren.

Nur Eins fiel ihm lästig, und das war das Schweigen.

„Ach so,“ sagte er endlich in unterwürfigem und einschmeichelndem Tone, „man darf ja wohl nicht sprechen, Herr Robert?“

„Sprich, doch, wenn Du willst.“

„Nun, schön denn, mein Sohn, so werde ich Dir sagen, daß ich dieses Mal zufrieden bin — aber das heißt: im Großen! — Paris ist keine zwei Pfennige werth! Es lebe die Bretagne!“

Robert war noch immer nachdenkend. Blaise fuhr daher mit wachsender Begeisterung fort:

Digitized by Google

„Ein ſchönes Geſchäft! Sapperlot! ein ſchönes Geſchäft! — Ich habe noch in meinem Leben kein Geſchäft auf ſolche Weiſe beginnen geſehen! — Während Du mit dem alten Géraud ſprachſt, Herr Robert, hatte ich große Luſt, Dich zu umarmen. — Wie ging der nicht in die Falle, und zwar ganz von freien Stücken! — Nun iſt mir um nichts mehr bange. — Du wirſt das Bauernpack dort unten in zwei Tempo's überflügeln — ſie werden ſich bald zwiſchen einem Kreuzfeuer ſehen!“

„Nur nicht zu früh Victoria geſungen!“ ermahnte Robert.

„Und noch immer die Beſcheidenheit ſelbſt!“ rief der Täuſcher gerührt aus. „Wahrhaftig, das iſt eine ordentliche Ehre für mich, Dein Bedienter zu ſein! — Jetzt, das iſt klar, ſind wir über alle Schwierigkeiten hinaus, und wenn die Geſchichte mit dem Penhoël wirklich fehl ſchlüge, den unmöglichen Fall als möglich gedacht — ſo hätten wir doch noch immer ein- bis zweihundert Thaler in der Taſche.“

„Wie ſo?“ fragte Robert nachläſſig.

„Wir ſind, wenn wir nicht zwei Grundeigenthümer werden, doch die Beſitzer und Eigenthümer zweier guten Pferde,“ entgegnete Blaiſe, aus vollem Herzen lachend, „und der Vater Géraud hat die Vorſicht ſo weit getrieben, daß er uns ſogar Piſtolen in unſere Halfter geſteckt hat. — Das läßt ſich Alles verkaufen!“

„Das iſt wahr,“ entgegnete Robert, indem er ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte; „Du haſt ebenfalls Deine eigenthümlichen Talente, mein Freund Blaiſe — aber bis dahin ſind wir Gott ſei Dank! noch nicht gekommen!“

„Kurz und gut,“ ſagte der Täuſcher, „es iſt allemal hübſch eine Birne für den Durſt bei ſich zu haben.“

„Laſſen wir das!“ unterbrach ihn Robert; „wir haben noch Wichtigeres vor uns auf unſerm Wege, abgeſehen auch von den Fluthrinnen, den Houlans et cætera. — Alle die Mittheilungen, welche wir dem Vater Géraud verdanken, bilden unſern Katechismus — nicht eine derſelben darf uns entfallen.“

„Der Teufel!“ verſetzte Blaiſe, „wenn Du etwa auf mich rechneſt —“

Robert ſchnitt ihm die Weiterrede ab.

„Während die Pferde geſattelt wurden,“ ſagte Robert und zog eine Schreibtafel aus der Taſche, „habe ich mir einige Notizen zu Papier gebracht. — Nehmen wir das durch, ſo lange noch ein wenig Tageslicht übrig iſt.“

Er nahm die Schreibtafel dicht vor die Augen und begann zu leſen:

„Louis von Penhoël (der Aeltere), entfernt ſeit funfzehn Jahren, Obriſt in Dienſten der Vereinigten Staaten von Amerika —“

„Siehſt Du,“ bemerkte er dann, ſich unterbrechend, „ich habe mir meine Worte ſo gut angemerkt, wie die unſers Wirthes. Das vergeſſen, was Andere geſagt haben, iſt ein Unglück, — aber das zu vergeſſen, was man ſelbſt geſagt hat, iſt ſchrecklich!“

Blaiſe hörte mit der achtungsvollen Aufmerkſamkeit eines Schülers zu, welcher aus den Worten ſeines Lehrers Nahrung für ſeinen Geiſt einſaugen will.

„Dieſer Louis von Penhoël,“ fuhr Robert fort, „iſt ſonder Zweifel der Adler der Familie — ſo eine Art von Romanheld! — Man kann Zehn gegen Eins verwetten, daß er todt iſt: und dieſe Perſon des Drama's, ſiehſt Du wohl, iſt demnach ein

wahrer Glücksfund für mich. — Ich habe übrigens nichts angemerkt, was auf ihn und auf die Frau des Herrn von Penhoël Bezug hat, denn das bildet den Vordergrund unserer Geschichte, bleibt also im Gedächtnisse, da man nur die Nebensachen vergißt."

Er wandte das Blatt seiner Schreibtafel und fuhr dann fort zu lesen, indem er seine Lesung mit Bemerkungen verwebte, welche er an sich selbst richtete:

„Die Familie von Pontalès, Erbhaß — das kann uns außerordentlich nützlich werden! — Will man Waffen gegen die Montecchi, so wendet man sich an die Capuleti —"

„Was sind das für Leute?" fragte der Täuscher.

„Die Penhoël und Pontalès der alten Zeit," antwortete Robert; „und nun: der Oheim in Holzschuhen — so irgend ein urweltliches Fossil! — Das ist wenig interessant! Herr und Frau von Penhoël. — Bekannt! Die kleine Blanche, ihre Tochter (der Engel). — Gewiß ein fades, blondes Kind — na, wir werden das noch kennen lernen! — Die beiden Töchter des Oheims in Holzschuhen und ihr Bruder Vincent, der Wilde — dann der Adoptivsohn, Roger de Launoy. — Mir macht diese ganze Kinderwelt wenig Spaß! — das wird genirend sein! — und obendrein sind das viele unnütze Mäuler!"

„Du scherzest!" unterbrach ihn Blaise, „oder willst Du wirklich, daß wir die Alle im Schlosse behalten?"

Die Einbildungskraft des Täuschers war sehr thätig gewesen. Er hielt sich schon in allem Ernst und wirklich für einen der Herren von Penhoël.

„Dadurch würden wir uns zu Grunde richten!" sagte Robert. „Ohne die vier jungen Leute schiene das Schloß ganz für

uns geeignet. — Aber, da fällt mir eben ein, daß mir noch ein Name fehlt! — Der Vater Géraud wird mir vielleicht noch ein Mal von dem braven Kameraden erzählen, der ihm in der Rede von Brest das Leben gerettet hat."

„Und dem ich als Brautführer gedient habe," sagte Blaise.

„Richtig! — Kann ich mich doch nicht erinnern —"

Der Täuscher rieb sich die Stirn und schien nachzudenken.

„Ist denn der Name von Wichtigkeit?" fragte er.

„Sehr wichtig!"

„Nun, mein lieber Freund," sagte Blaise und rieb sich die Hände, „das freut mich! in diesem Falle kann ich das Vaterland retten, denn ich entsinne mich des Namens. Unser junger Ehemann heißt Gautier!"

Robert merkte sich den Namen in seiner Schreibtafel an und schob diese darauf in die Tasche.

Die Nacht kam mit raschen Schritten heran, und in dem Maße, in welchem die Dunkelheit zunahm, stiegen auch die schweren schwarzen Wolken, hinter welchen die Sonne untergegangen war, höher am Himmel herauf.

Sie deckten bereits den dritten Theil des Himmels von der Abendseite her, während gegen Osten und Norden die Sterne zu flimmern begannen.

Die einzelnen Windstöße wurden immer seltener und die schwere Atmosphäre schien der vorgerückten Herbstzeit ungeachtet mit Elektricität überladen.

Der Weg hatte sich bisher auf der Höhe einer kleinen Hügelreihe entlang gezogen und senkte sich nun in ein dunkles und bewaldetes Thal hinab.

Unsere beiden Reisenden ritten im Trabe von der Höhe

Digitized by Google

hinab. Sie schwiegen beide und überließen sich nach Herzenslust den schönsten Träumen.

Nach so vielen verunglückten Unternehmungen lächelte ihnen endlich das Glück. Nun sollten sie dahin fahren, die Tage des Elends, der Armuth! Keine Sorge um das Brot für den folgenden Tag sollte sie ferner drücken! Sie sollten nun ruhige Bürger des Staates, geachtete Männer, Grundbesitzer werden!

Sie bauten sich Beide ihre Luftschlösser, Jeder nach seinem Geschmack. Blaise schwankte noch zwischen einem stillen Leben auf dem Lande und den Freuden der Stadt. Robert dachte daran, seinen Einfluß zu benutzen, seine Kapitalien arbeiten zu lassen. Der Erfolg seiner geschickt berechneten Speculationen mußte ihn unfehlbar zum Manne des Volkes machen, und man hätte wahrlich so undankbar sein müssen, wie es sich von den Sitten der Bretonen gar nicht erwarten ließ, hätte man ihn nicht zum Deputirten wählen wollen.

Ist man aber einmal Deputirter, so hat man, wenn man Gewandtheit und Klugheit besitzt, eine weite Laufbahn vor sich. Robert [illegible] zu klug, als daß er irgend einer besondern [illegible] itte huldigen und sich dadurch Hindernisse [illegible] hätte zuziehen sollen. Er war ein Mann ohne Vorurth[illegible]. Er wußte, daß die Zukunft ihm gehöre, und hütete sich wohl, sich selbst die Grenzen vorzuzeichnen, bis zu denen sich sein Lauf erstrecken sollte.

Während so Beide sich ihren Träumereien überließen, wurde ihnen der Weg nicht lang und nicht beschwerlich. Sie bemerkten es nicht ein Mal, daß Alles rund um sie her einen ganz andern Anblick gewonnen hatte.

Der schmale und kothige Weg lief jetzt in der tiefsten Sen-

Digitized by Google

kung des Thales dahin; die Nacht war dunkel; die großen Wolken, welche wir bereits erwähnten, hatten wie ein schwarzer Schleier den ganzen Himmel überzogen. Auf beiden Seiten des Weges, der nach gerade zu einem Hohlwege geworden war, waren dichte Buschhölzer, welche jede Aussicht abschnitten.

„Was das Unangenehmste bei der Sache ist," sagte Blaise, indem er seinen eignen Ideen antwortete und einen tiefen Seufzer ausstieß, „das sind die spitzbübischen Steuern!"

„Daran habe ich auch schon gedacht," erwiederte Robert; „fünftausend Franken von unsern armseligen vierzigtausend Livres jährlicher Einkünfte."

„Das ist eine abgeschmackte Sache!"

„Die Regierungen werden nimmer zu der Einsicht gelangen, daß die Grundbesitzer ihre natürliche Stütze sind!"

„Der Gedanke an die Steuern benimmt mir allen Muth!"

„Die Steuern werden uns noch zu Grunde richten. Bedenken wir noch die Bauten und Besserungen, die mannichfachen Verluste bald hier, bald da, so bleibt uns kaum ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Livres." Robert sprach diese Worte in einem wehmüthigen und klagenden Tone aus.

Ehe aber Blaise zu antworten vermochte, ertönte eine laute Stimme durch die Nacht und rief den verspäteten Reisenden zu:

„Halt!"

Dann fuhr dieselbe Stimme, an bis jetzt unsichtbare Personen gerichtet, in gebieterischem Tone fort:

„He! Ihr da! aufgepaßt, wenn es beliebt!"

Auf diesen Befehl entstand ein plötzliches Geräusch in dem Buschwalde. Die abgefallenen Blätter rasselten unter den Schritten von Männern.

Digitized by Google

Robert und Blaiſe, ſo unerwartet erweckt aus ihren Träumen, ſchauten von kaltem Schreck durchbebt um ſich.

Durch die dichte Finſterniß hindurch erblickten ſie einen Mann, der mitten auf ihrem Wege ſtand. Rechts und links ſtanden noch andere Männer, ohne ſich zu bewegen. Die Befürchtung des Vater Géraud ging in Erfüllung. Sie waren rund umzingelt von den ſchrecklichen Houlans.

Bibandier.

Das Erwachen unſerer beiden Reiſenden war um ſo unangenehmer, je angenehmer ihr Traum geweſen war. Es war das ein Blitz aus heiterm Himmel. Aber ſie waren dennoch nicht zu ſehr niedergeſchlagen.

Ungeachtet der imponirenden Menge der Banditen hatte Blaiſe ſogar die Abſicht, ſich zu widerſetzen.

„Wenn wir nun die Piſtolen des Vater Géraud verſuchten?“ raunte er ſeinem Gefährten zu.

Dieſe Worte mußte der Hauptmann der Räuber wohl vernommen haben, denn er rief ſchnell:

„Martin! — Michel! — Pierre! — Jean! und Ihr Andern alle! — rührt Euch nicht! — Wenn aber dieſer Herr Mine macht, ſeine Piſtole zu ſpannen, ſo ſchießt ihn nieder, wie einen Haſen!“

Niemand antwortete. Nur das Rauſchen der dürren Blätter mehrte ſich in dem Buſchwalde.

„So recht, meine Jungen!“ fuhr der Hauptmann fort; „nicht ein Wort! — So hab' ich es Euch befohlen! — Wenn man ſpricht, erkennt man die Stimmen, und es gelangt ſtets etwas davon zu den Aſſiſen.“

Während der ſchwatzhafte Hauptmann der ſchweigſamen

Digitized by Google

Banditen seinen Untergebenen diese moralische Vorlesung hielt, neigte sich Robert über den Kopf seines Pferdes und suchte die Züge desselben zu unterscheiden. Aber die Nacht war zu finster.

Der Houlan fuhr fort, indem er sich an die beiden Reisenden wandte:

„Ach! ach! meine armen Herren! — Ihr habt nur vierzigtausend Franken Einkünfte, und die Regierung ist schamlos genug, von Euch Steuern zu verlangen! — Wißt Ihr wohl, daß das eine entsetzliche Sache ist!"

Er unterbrach sich, um seinen fortwährend bewegungslosen Leuten zuzurufen:

„Ihr da, nicht gerührt!"

Robert spitzte die Ohren und strengte seine Sehkräfte nach Möglichkeit an.

Zehn Louis von seinem künftigen Vermögen hätte er für einen Strahl Mondlicht gegeben.

„Nun, meine lieben Freunde!" fuhr der Räuber fort. „ich meines Theils werde nicht so bösartig sein, wie die Regierung. – Ich verlange von Euch weiter nichts, als was Ihr in den Taschen habt."

Er spannte den Hahn der Flinte, welche er in der Hand hielt und fuhr dann fort:

„Ihr da, Kinder, nicht gerührt, aber haltet Euch bereit, Feuer zu geben."

„Seine Soldaten, wahre Muster soldatischer Disciplin, rührten kein Glied."

Robert und Blaise antworteten nicht.

„Nun!" schrie der Houlan mit schrecklicher Stimme: „muß

man Euch durchaus erſt das Leben nehmen, um Eure Börſe zu bekommen?"

Ein lautes und ſchallendes Gelächter folgte dieſer blutigen Drohung. Blaiſe begriff dieſe Heiterkeit ſeines Gefährten nicht. Was die gemeinen Räuber betraf, ſo verharrten ſie unerſchütterlich in ihrer würdevollen Regungsloſigkeit.

„Ach, Bibandier! mein armer Bibandier!" rief endlich Robert; „wie kommſt Du doch hierher?"

„Bibandier!" wiederholte Blaiſe erſtaunt. „Nicht möglich!"

Der commandirende General der Räuber bebte zuſammen, als er ſeinen Namen hörte.

„Es kommt mir ſo vor, als kennte ich die Stimme!" brummte er. „Ha! ſataniſches Land — ſogar alte Freunde findet man hier wieder!"

Je mehr er ſprach, deſto herzlicher lachte Robert.

Der Räuber ſetzte ſeine Flinte ab und zog ein Feuerzeug aus der Taſche.

„Na, tapferer Freund," nahm Robert wieder das Wort; „ſag' Deinen Leuten, daß wir alte Kameraden ſind."

„Ihr da, rührt Euch nicht!" befehligte Bibandier, während er eine kleine Taſchenlaterne anzündete.

Nun beleuchtete er die beiden Reiſenden, Einen nach dem Andern.

„Der Täuſcher!" ſagte er, „und der vertäufelte Amerikaner! — Ei ja, Ihr denkt Euch vielleicht, daß es mir angenehm iſt, Euch hier zu ſehen?"

„Die Hand her, mein wackerer Mann!" ſagte Robert.

„Wenn ich bedenke, daß ich ihnen ſeit zehn Minuten folgte,"

Digitized by Google

brummte Bibandier, „und daß ich ſie von ihren Einkünften ſprechen hörte!“

„Und von den ſpitzbübiſchen Steuern,“ ſagte Blaiſe, den nun endlich Roberts Frohſinn ebenfalls ergriff.

„Ach ſo,“ rief Bibandier aus, „Ihr ſpieltet alſo Komödie für Euch allein?“

„Das iſt eine ausgemachte Sache, mein Braver,“ ſagte Robert, „daß wir nicht für Dich unſer Luſtſpiel aufführten. — Wir meinten, Du wäreſt in Breſt.“

„Ich komme von dort.“

„Beleuchte Dich doch ein wenig, daß wir Dich auch ein Mal beſchauen können.“

Bibandier drehete gefällig das runde Glas ſeiner Laterne, und unſere Reiſenden konnten nun ſein Antlitz betrachten, welches in dieſem Augenblick den Ausdruck ſchmerzlicher Enttäuſchung zeigte.

Es war ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, hager und lang, wie eine Hopfenſtange. Ein ungeheuerer Backenbart, **à la Cartouche** geſchnitten, war vergebens dazu beſtimmt, ihm ein wildes Ausſehen zu geben. Vergebens hatte er auch ſeine Haare noch in das Geſicht gekämmt, um auch dadurch ſein Ausſehen zu einem grauſigen zu machen — er war und blieb ein ſehr ungefährlich ausſehender Räuber.

„Mein armer Bibandier,“ ſagte Robert, „wie traurig Du ausſiehſt! — Und doch ſcheint mir, daß man, wenn man die Gegend kennt und eine ſo vortreffliche Truppe hat —“

Bibandier ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ich eſſe ſchwarzes Brot und trinke Waſſer,“ antwortete er in einem klagenden Tone; „ſeit einem Monate bin ich nun in

dieſer ſchrecklichen Haide und habe noch kein Stückchen Silbergeld zu ſehen bekommen. — Ich wünſchte, ich wäre in den Bagno zurück!"

„Was ſagſt Du da?"

„Ach! Paris! — Paris!" rief Bibandier gerührt aus; „nur eine Stunde braucht man dort, gleichviel in welcher Straße, nach Mitternacht zu ſtehen, und man hat ſo viel, daß man vierzehn Tage vergnügt davon leben kann. — Nur um nach Paris zurückkehren zu können, ſtehe ich hier ſo viele Leiden aus! — Als ich Euch heute Abend kommen ſah, da glaubte ich einen Verdienſt machen zu können. Ich dachte: das ſind wenigſtens keine Lumpen aus dem Flecken Bains, aus Glénac oder Saint-Vincent, die ſchwere Knittel bei ſich haben, um das halbe Dutzend Kupferdreier zu vertheidigen, welche ſie in der Taſche haben. — Als ich Euch vollends von Euren Renten ſprechen hörte, da pochte mir das Herz im Leibe — ich ſah im Geiſte Paris wieder — mein Stübchen in La Chapelle! — Ich athmete die Düfte der bürgerlichen Küche ein, in welcher wir mit einander ſpeiſten, wenn gerade Ebbe war. — Aber, nein! wer einmal Pech hat, der hat Vech! — und ich beginne zu fürchten, daß ich in meinem Loche Hungers ſterben muß."

„Iſt noch Branntwein in der Feldflaſche?" fragte Robert.

„Der Vater Géraud hat ſie gefüllt," antwortete Blaiſe.

„So ſteig ab! Es iſt noch früh am Tage und wir können eine Pfeife rauchen mit unſerm alten Freunde."

Unſere beiden Reiſenden ſtiegen aus den Sätteln und banden ihre Pferde an einen kleinen Baum.

Die trocknen Blätter raſchelten indeß nicht mehr. Bibandiers Truppen behaupteten ihre muſterhafte Bewegungsloſigkeit

Digitized by Google

und ſchienen auf einen Befehl ihres Herrn zu warten, bevor ſie ihre Poſten verließen.

Ein großer Hund, abgemagert wie ſein Herr, war dagegen aus dem Buſch gekommen und umkreiſte mit hungrigen Blicken, den Schwanz zwiſchen den Beinen, die Pferde der Reiſenden.

„Hier, mein Braver,“ ſagte Robert, indem er Bibandier die Feldflaſche zureichte; „aber ich begreife Dich nicht! Es giebt kein Land in der Welt, wo nicht ein Dutzend tapferer Burſchen ſich aus jeder Verlegenheit ziehen könnte. — Was zum Henker machſt Du denn mit dieſen großen Lümmeln.“

Der arme Bandit ſog einen endlos langen Schluck Branntwein aus der Flaſche. Er ſchien dadurch etwas Muth bekommen zu haben und verſetzte, indem er zu lächeln verſuchte:

„Alſo das macht Wirkung, nicht wahr?“

Robert und Blaiſe blickten nach den ſtillen Räubern.

„Eine prachtvolle Wirkung!“ antwortete Blaiſe.

„Auf ſolche Weiſe,“ fügte Robert hinzu, „könnte man eine ganze Karawane anhalten.

Bibandiers Lächeln verwandelte ſich in ein gutmüthiges und plumpes Lachen.

„O!“ rief er aus; „ich treibe keinen Scherz mit meinen Leuten! — Stillgeſtanden, nicht gerührt! — Daß Dich! wie das gehorcht! — und überdieß koſtet das auch nicht viel zu ernähren.“

Er ſetzte die Flaſche wieder an den Mund und fuhr darauf kopfſchüttelnd fort:

„Martin, Michel, Jean, Bonaventure, ſind Beſenſtiele, die ich kleide, ſo gut es in meinen Kräften ſteht“

„Bah!“ riefen zu gleicher Zeit Blaiſe und Robert aus, „wir haben doch gehört, wie es ſich in den Büſchen regte.“

„Hierher, Medor!“ rief Bibandier.

„Dieſe Rolle hat Medor auf ſich genommen,“ fuhr der unglückliche Räuber fort; „er ſcharrt mit ſeinen Pfoten in dem dürren Laube, und iſt abgerichtet, wie wahnſinnig zu ſcharren, ſobald ich rufe: „Aufgepaßt! rührt Euch nicht!“

Robert ergriff die Laterne, um ſich die Banditen näher zu beſchauen, und fand in der That, daß es Stangen und Stöcke waren, welche Bibandier am Wege entlang aufgeſtellt und mit Lumpen bewickelt hatte.

„Aber ſein Brot nicht einmal mit einer ſolchen Erfindung verdienen zu können!“ rief Blaiſe aus; „es giebt Leute, denen nicht ein Mal dieſes Hilfsmittel möglich iſt“

„Ich hätte gemeint,“ ſagte Robert, „daß dieſe Gegend für dergleichen Geſchäfte ganz geeignet wäre. — Man hat mir ſo viel von den Houlans erzählt!“

„Ich allein bin die Houlans,“ antwortete Bibandier; „ich und Medor; das heißt, es giebt dort unten, hinter den Sümpfen von Glénac, noch Andere, allein das ſind Gelbſchnäbel, welche nichts, durchaus nichts verſteben! — Ich wollte mich unter ſie aufnehmen laſſen — nicht möglich! Und jetzt ſuchen ſie mich noch obendrein überall, um mich zu ermorden, und zwar unter dem Vorwande, daß ich ihnen ihren Ruf verderbe. Ich nehme Niemand das Leben, ja ſelbſt meine Flinte iſt weiter nichts, als ein Aſt von einem Kaſtanienbaume.“

Stopfe Deine Pfeife, mein armer Bibandier,“ ſagte Robert, „und ſetzen wir uns einen Augenblick.“

„Wartet!“ ſagte der Hauptmann der Houlans; „der Raſen

iſt feucht, und ich werde Euch meine Leute borgen, damit Ihr Euch auf dieſelben ſetzen könnt."

Er legte in der That die Lumpen-Bekleidung ſeiner vorgeblichen Soldaten auf den hohen Seitenrand der Straße, lehnte ſeine Scheinflinte gegen einen Baum und ließ ſich dann neben unſern beiden Reiſenden nieder.

Aus den Dingen, welche von der kleinen Geſellſchaft erwähnt wurden, konnte man leicht folgern, daß Blaiſe und ſelbſt der junge Herr Robert von Blois in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in Paris ein wenig muſterhaftes Leben geführt hatten. Man erinnerte ſich an ziemlich ſtarke Späße. Unſere beiden Reiſenden und Bibandier bildeten alſo ein Trio ganz prächtiger Kameraden.

Die Feldflaſche wurde bis auf den letzten Tropfen geleert. Bibandier wurde nicht müde, von den Leiden zu erzählen, die ihn ſeit ſeiner Flucht aus dem Bagno von Breſt betroffen hatten.

„Ihr ſeht, daß ich das Meinige thue, um endlich durch die Welt zu kommen," ſagte er ſchwermüthig; „ich bin gern bereit, mich allen Mühen und Anſtrengungen zu unterwerfen — aber dennoch befürchte ich, daß ich bald gezwungen ſein werde, meinen armen Freund Medor zu verzehren, um meinen Hunger zu ſtillen."

Ein trauriger Braten," bemerkte Blaiſe.

Medor heulte kläglich.

Mit meiner Mannſchaft und meinem Gewerbe verdiene ich täglich nicht fünf Sous. Medor bringt mir bisweilen ein verhungertes Huhn, welches ich in den Topf ſtecke. Das iſt dann

Digitized by Google

ein Festtag für mich! Wir verspeisen es, wie Brüder, mit einander. Die übrige Zeit müssen wir fasten."

„Wo wohnst Du?" fragte Robert.

„Was das betrifft, so wohne ich gar nicht schlecht. Wir würden alle Drei Raum genug haben, wenn es Euch gefallen sollte, in mein Geschäft zu treten. Ich habe eine alte Windmühle für mich ganz allein — und man hauf't ganz hübsch in derselben, ausgenommen an Regentagen."

„Das Dach ist gewiß durchlöchert?"

„Das nicht — sie hat gar kein Dach. — Allein nun erzählt mir doch auch ein wenig von Euch, meine alten Freunde! Was wollt Ihr denn hier beginnen?"

Robert erhob sich, ohne zu antworten, und klopfte die Asche aus seiner Pfeife.

„Es kommt mir vor, als ob es zu regnen beginne," sagte er.

„Das wird nicht schlimm werden, mein Sohn. Du willst mir also nichts sagen?"

„Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden! — Aber, Teufel! was ist das für ein Sturm! — Auf, Blaise, wir müssen unsern Weg fortsetzen."

„Euren Weg? wohin wollt Ihr denn?" fragte Bibandier wieder; „wollt Ihr mich mitnehmen?"

Robert schwang sich rasch in den Sattel.

„Wir wollen noch etwas Besseres thun," antwortete er. „Was mich betrifft, so kann ich den Gedanken nicht überwinden, Dich im Elende zurückzulassen. Wir haben noch sieben Franken funfzig Sous."

Digitized by Google

„Und Du wollteſt mit mir theilen?“ rief Bibandier gerührt aus.

„Ich laſſe Dir Alles!“

Bibandier hatte nicht die Kraft, ſeine Hand zum Danke hinzureichen, ſo ſehr betäubte ihn dieſes Uebermaß von Großmuth.

„Aber —“ wollte Blaiſe ſagen.

„Schweig!“ antwortete Robert, „es gehörte zu meinem Plane, meiner ganzen Habe beraubt zu werden.“

„Das heißt ein Freund!“ rief der begeiſterte Houlan mit großem Nachdruck aus. „Es iſt ſo lange Zeit her, daß ich ſolche weiße, runde Dinger nicht zwiſchen den Fingern gehabt habe! — Amerikaner, Du biſt ein wahrer Freund! Gieb mir Deine Adreſſe, und ich ſuche Dich auf, wäre es auch am Ende der Welt.“

Robert gab Blaiſe's Pferde einen Hieb mit ſeiner Gerte und Beide flogen in ſcharfem Trabe dahin.

Bibandier packte ſeine Kameraden in ein Bündel zuſammen und nahm ſie unter den Arm. Dank der Freigebigkeit Roberts, hatte er nun genug, um ſeine Truppe eine ganze Woche ernähren zu können.

„Da ſieht man, wie tief der Menſch ſinken kann, wenn er keinen Geiſt hat,“ ſagte der junge Herr von Blois zu ſeinem Bedienten. „Der Burſche hätte etwas ausrichten können, allein was für ein Benehmen war das! Wenn wir unſere Partie gewinnen, ſo werde ich ihm ſo viel geben, daß er nach Paris zurückkehren kann. — Wir müßten denn irgend ein unangenehmes Geſchäft noch auszuführen bekommen, in welchem Falle ich ihm gern die Arbeit abtreten werde.“

Blaiſe war damit beſchäftigt, den Kragen ſeiner Bluſe emporzuſchlagen, um ſich gegen den Sturm zu ſchützen, welcher ihm die dicken Regentropfen in das Antlitz peiſchte.

„Das fängt abſonderlich gut an!“ murrte er; „wir bekommen einen Vorſchmack von unſerm Geſchäft.“

Das Unwetter war in der That mit einer urplötzlichen Heftigkeit losgebrochen. Kaum waren ſie drei- oder vierhundert Schritte von der Stelle, wo ſie mit dem Räuberhauptmann geſeſſen hatten, als ihre Kleidung bereits vom Regenwaſſer triefte. Der Wind heulte wüthend durch den Niederwald. Von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitz das tiefe Dunkel und zeigte ihnen den Weg, welcher ſich in endloſer Länge vor ihnen erſtreckte.

Blaiſe ſeufzte und beklagte ſich. Robert dagegen behauptete ſeine unerſchütterliche Heiterkeit.

„Bravo!“ ſagte er; „das Unwetter hätte ich mir von Gott erbeten, wenn es nicht von ſelbſt zur paſſendſten Zeit gekommen wäre. So kommen wir wenigſtens in dem richtigen Zuſtande nach Penhoël.“

Eine halbe Stunde verging. Der Sturm ſchien ſeine Wuth zu verdoppeln. Da blieben plötzlich beide Pferde zu gleicher Zeit ſtehen.

Robert wollte das ſeinige antreiben, aber es rührte ſich nicht von der Stelle.

„Wir haben Waſſer vor uns,“ ſagte der Täuſcher.

Ein Blitz übernahm es, ſeine Behauptung als wahr zu beweiſen. Während einer Viertelſecunde ſahen ſie den ruhigen Lauf des Duſt, den durchbrochenen Hügelzug und die Umriſſe des Schloſſes Penhoël.

„Wir ſind am Ende unſerer Leiden!“ ſagte Robert. „Ei

ſieh doch, das iſt ja ein Bach, den man mit gleichen Füßen überſpringen könnte. Dieſe ſchreckliche Ueberfluthung, von der uns ſo viel erzählt iſt, hat einige Aehnlichkeit mit den ſchrecklichen Houlans, welche in der Perſon des einen Freundes Bivandier zuſammengefaßt ſind."

„Das iſt hier das Land der Stockflinten," verſetzte Blaiſe, neu belebt von der Hoffnung auf gutes Nachtlager. „Wie wäre es, wenn wir den Fährmann riefen?"

„Holla! — Fährmann!" rief Robert.

Niemand antwortete vom andern Ufer her.

Sie wiederholten ihren Ruf und zwar zwei oder drei Minuten lang mit vereinten Kräften.

„Wahrhaftig!" ſagte Robert, den nichts aus der Faſſung zu bringen vermochte; „es würde vielleicht nicht übel ſein, durch dieſen Bach zu Pferde zu ſetzen. — Die Houlans, das Unwetter und endlich noch ein Bad — nach ſolchen Erlebniſſen kann man ſich überall ganz entblößt zeigen."

Blaiſe ſchrie:

„Holla! Fährmann! — Hierher! — hierher!"

Sie waren Beide von ihren Pferden geſtiegen.

Seit einigen Minuten vernahmen ſie bereits hinter dem Hügel die heiſern Töne eines Hornes und ein fernes Geſchrei, deſſen Sinn ſie nicht verſtanden.

Blaiſe wurde von einem Schrecken ergriffen, ohne den Grund deſſelben zu kennen.

„Höre!" ſagte er, „die Töne des Hornes kommen näher."

„Das iſt ein Mann zu Pferde," antwortete Robert.

„Was zum Henker bedeutet alles das?"

Digitized by Google

In dieſem Augenblick kam der Bote am andern Ufer in vollem Galopp vorüber und wiederholte endlos ſeinen Ruf:

„Waſſer! — Waſſer! — Waſſer!“

Blaiſe wurde von einem Schauder ergriffen.

„Laß uns zurückreiten,“ forderte er mit bereits faſt tonloſer Stimme auf.

Robert ſchulterte ſich.

„Wenn der Bach noch einen Fuß anſchwillt,“ ſagte er, „ſo wird uns das Waſſer bis an die Kniee gehen. „Eine lächerliche Geſchichte!“

Ein dumpfes Brauſen ließ ſich hinter den Hügeln hören.

Bald darauf ſtürzte ſich eine ſchäumende und leuchtende Maſſe donnernd in die Schlucht.

Die beiden Pferde bäumten ſich und ſtöhnten heftig. Dann ſprangen ſie zu gleicher Zeit zurück und entflohen in vollem Galopp.

„Wir ſind verloren,“ ſtammelte Blaiſe, indem er ebenfalls zu entfliehen verſuchte.

Aber er fühlte eine plötzliche kalte Näſſe an ſeinen Füßen, dann an ſeinem ganzen Körper — unter ſeinen Füßen verſchwand der Boden.

Sechs Fuß hoch ſtand das Waſſer an der Stelle, wo Robert und er kaum noch geſtanden hatten. Die entfeſſelte Fluth riß ſie mit unerhörter Gewalt mit ſich fort.

Sie ſahen nichts in dem tiefen Dunkel, ausgenommen den ſchwachen Lichtſchein, welchen die Oberfläche eines ſtrudelnden Waſſers ſtets ausſtrahlt.

Sie riefen aus allen Kräften nach Hilfe, allein es ſchien

Digitized by Google

ihnen, als würden ihre ohnmächtigen Stimmen ſich in dem brüllenden Toſen verlieren, welches ſie umgab.

Sie kämpften, aber ohne Hoffnung. Es war die Stunde des Untergangs.

Digitized by Google

Das Hochwasser.

Die Fähre, welche René von Penhoël in Begleitung Benoit Haligans, des Hexenmeisters, bestiegen hatte, war eine schwere und plumpe Barke, welche seit langen Jahren zur Ueberfahrt im Port-Corbeau gedient hatte, und deren schlecht verbundene Bretter das Wasser durchdringen ließen.

Die Strömung riß sie blitzschnell in der Richtung nach dem Tieflande von Glénac dahin. René's Stange, welche zu kurz war, erreichte kaum den Boden von dem Bette des Oust. Der Nachen tanzte um sich selbst herum und verfolgte die Richtung, welche der Strom ihm gab.

Benoit Haligan stand aufrecht und unbeweglich in der Mitte der Barke, als hätte es für ihn zur Beruhigung seines Gewissens hingereicht, die Gefahr seines Herrn zu theilen.

Seit sich René von Penhoël in der Mitte des Hochwassers befand, verhinderte ihn die verzweifelte und hoffnungslose Arbeit, der er sich hingab, so wie das tausendstimmige Geheul und Brausen, welches ihn umgab, die Richtung zu erkennen, von welcher das Angstgeschrei hertönte.

Er hörte sie noch immer, aber schwach, und zwar schien ihr Hilfegeschrei anstatt näher zu kommen, sich mehr und mehr von ihnen zu entfernen.

Digitized by Google

Der Herr von Penhoël machte unglaubliche Anſtrengungen, um der Barke eine andere Richtung zu geben, aber er blieb ſtets in dem Bette des Duſt und erreichte den Grund nicht mehr mit ſeiner Stange.

Der erſte Blitz, welcher die Wolken zerriß, zeigte ihm Penhoël und die doppelte Hügelreihe bereits in ziemlicher Ferne. Rings um ihn breitete ſich bereits ein faſt unabſehbarer See aus, welchen die Hochwaſſer erzeugt hatten.

Er hörte auf, ſich weiter zu bemühen und warf ſeine Stange auf den Boden der Barke. Er lauſchte in die Nacht hinaus, aber der Nothruf der Verunglückten erreichte ſeine Ohren nicht mehr.

Entmuthigt ſetzte er ſich auf den Rand der Barke. Der Schweiß rann von ſeiner Stirn, ſeine Gedanken verwirrten ſich und er hatte keine Kraft des Geiſtes mehr, noch des Körpers.

„Gnädiger Herr!“ ſagte neben ihm die ruhige Stimme des Fährmanns von Port-Corbeau, „wir werden auf dieſe Weiſe gerade in den Strudel der weißen Dame kommen.

Penhoël erhob ſein Haupt und fühlte ſich faſt von einem abergläubiſchen Schrecken ergriffen, als er neben ſich die hohe und finſtere Geſtalt des Fährmanns von Port-Corbeau ſah. Er glaubte nicht an zaubern und hexen, aber der Sohn der bretoniſchen Gefilde vermag ſeine Herkunft nicht zu verleugnen. Die Stunde kommt, in der auch der gebildete Mann ſich an die ſchrecklichen Geſchichten erinnert, die ihm an ſeiner Wiege erzählt wurden. Die Fiber des Wunderbaren, dieſe geheimnißvolle Saite, welche im innerſten Herzen eines jeden Bretonen ausgeſpannt iſt und welche nur bei dem Gedanken an die Dinge einer andern Welt erklingt, kann lange Zeit ſchweigen, wird

Digitized by Google

aber doch endlich und plötzlich in dem auf außerordentliche Weiſe erregten Geiſte erklingen.

Der Fährmann gewann in den Augen Penhoëls in dieſem Augenblick eine übermenſchliche Größe. Penhoël hatte in dieſem Augenblick einen Schleier vor ſeinen Augen, durch welchen er das rieſige Nebelgebilde der weißen Dame über dem Alles verſchlingenden Strudel zu erblicken glaubte.

„Die armen Unglücklichen ſind vielleicht vor uns dahin gelangt!“ ſeufzte er zuſammenſchaudernd.

„Nein,“ antwortete der Fährmann.

Seine Stimme, zitternd gewöhnlich in Folge ſeines Alters, ſchien feſt und würdevoll in dieſem feierlichen Augenblick.

Ein Gefühl, von welchem ſich Penhoël nimmer würde haben Rechenſchaft ablegen können, verhinderte ihn, die Hilfe ſeines unheimlichen Gefährten anzuſprechen.

„Wißt Ihr denn, wo ſie ſind?“ fragte er dennoch endlich.

„Ja,“ antwortete Benoit.

„Nun! warum ergreift Ihr denn die Ruderſtange nicht?“

„Weil Sie es mir noch nicht befohlen haben.“

„Wozu würde mein Befehl dienen?“

Der Fährmann unterbrach ihn:

„Penhoël,“ ſagte er in einem wehmütigen Tone, „ich habe nicht viele Tage mehr zu leben — mein Körper gehört Ihnen, aber meine Seele möchte ich retten. — Ich habe Ihnen einen guten Rath gegeben, das iſt Alles, was ein Diener thun kann. — Wollen Sie noch immer dieſe Fremdlinge retten mit dem Verluſt Ihres Lebens auf dieſer Welt und der ewigen Seligkeit in jener Welt?“

„Ich will es!“ ſagte Penhoël mit leiſer Stimme.

Digitized by Google

„Nun, ſo ertheilen Sie mir Ihre Befehle, aber laut, damit Gott und der Teufel ſie hören. Ich weiß wohl, daß ich meinen Körper nicht retten werde — Dieſe Leute werden mich ermorden — das iſt eine geheimnißvolle Schickſalsbeſtimmung. — Aber die heilige Jungfrau wird meiner armen Seele gnädig ſein!"

„Und ich?" fragte unwillkürlich Penhoël.

„Sie — bevor Sie von ihnen gemordet werden, wird erſt Ihr ewiges Heil durch ſie vernichtet werden."

Es entſtand ein Schweigen in der Barke, welche immer weiter von der ſtürmenden Fluth hinweggeführt wurde.

René von Penhoël ſchämte ſich vor ſich ſelbſt.

„Narrheit iſt alles das!" rief er aus; „ergreife die Stange und ſtoße die Barke aus der Strömung."

„Sie befehlen mir, dieſelben zu retten?" fragte der alte Benoit mit langſamer und nachdrücklicher Stimme.

„Ich befehle es Dir!"

„Ein Mal."

„Ja!"

„Zwei Mal —"

„Ja!"

„Drei Mal —"

Penhoël ſtampfte mit ſeinen Füßen auf die morſchen Planken der Barke.

„Hundert Mal!" rief er aus, „wer ſo Chriſtenſeelen in der Gefahr ohne Beiſtand läßt, überliefert ſeine Seele dem Satan. An das Werk!"

Der Fährmann ergriff die Schaufel, welche gewöhnlich zum Ausſchöpfen des Waſſers diente und in einer Ecke der Barke

Digitized by Google

lag. Er bediente ſich derſelben als eines Ruders, um endlich aus dem Flußbette zu kommen, in welchem ſeine Stange nimmer Grund gefunden haben würde. Die ſchwere Barke wich langſam ſeinen Anſtrengungen, kreiſte noch ein letztes Mal um ſich ſelbſt und trat alsdann in die ruhiger fließenden Waſſer hinüber.

Nun ergriff Haligan die Stange und fand mit Leichtigkeit Grund. Die Barke glitt über die weiten Aenger dahin, auf welchen vor Kurzem erſt noch die Heerden geweidet hatten.

„Hüte Dich, eine falſche Richtung einzuſchlagen," ſagte Penhoël, „denn wir müſſen ziemlich fern ſein!"

„Wir ſind dem Flecken Glénac gegenüber," antwortete der Fährmann, „gerade auf dem halben Wege zwiſchen Port-Corbeau und der weißen Dame. Wenn ich in eine Gegenſtrömung gelangen kann, ſo werden wir zur Rückfahrt keiner längern Zeit bedürfen, als zur Herfahrt."

Während des Sprechens ſtieß er fortwährend mit kräftigem Eifer die Barke fort. Die Nacht war ſo dunkel, daß man durchaus nichts im Umkreiſe der Barke erkennen konnte, und dennoch zeigte ſich nicht die mindeſte Ungewißheit bei dem rudernden Benoit Haligan. Er trieb den Nachen weiter, indem er eine gerade und unſichtbare Straße durch die Finſterniß verfolgte. Keiner außer ihm, würde die kaum erkenntlichen und geheimen Merkmale zu erkennen vermocht haben, welche ihm als Compaß dienten.

Penhoël ſtand mitten in der Barke, zitterte vor Froſt und ſuchte ſeine Ungeduld zu bemeiſtern.

„Wir ſind ſchon ſo weit gefahren, daß wir ſie endlich hören müßten."

„Das wird nicht lange mehr dauern," antwortete der

Fährmann; „ich weiß, wohin ich fahre, so gut, als ob es heller Sonnenschein wäre — und ich weiß, wo sie sind, so gut, als ob ich sie sähe. — Hören Sie!"

Penhoël spannte seine Sinne an, aber er vernahm keine andern Töne, als das Brausen des Hochwassers.

„Es sind drei Fälle möglich," nahm der Fuhrmann wieder das Wort, „entweder sind sie in die Strömung gerissen, — oder sie haben schwimmend das andere Ufer erreicht, oder sie haben sich an eine der großen Weiden angeklammert, welche den Anger unterhalb des Weges von Redon begrenzen. Wenn sie in den Weiden sind, so werden wir sie sogleich hören. — Horchen Sie noch ein Mal!"

Dieses Mal hörte Penhoël einen schwachen und kaum vernehmbaren Schrei, der aus der Ferne an seine Ohren drang.

„Vorwärts!" rief er, von Neuem aufgeregt durch die Stimme des Unglücks.

Mit den Händen fühlte er auf dem Boden der Barke umher, ob er nicht eine zweite Stange finden könne.

„Sie mögen sich leicht noch einige Minuten gedulden," sagte der Greis, „denn Sie werden Ihr ganzes Leben hindurch die Anstrengungen der heutigen Nacht bereuen."

„Vorwärts! — Vorwärts!"

Der Fährmann strengte sich weder stärker, noch geringer an. Er ging bald zur rechten, bald zur linken Seite, lehnte sich gegen die biegsame Stange und lavirte mit unglaublicher Geschicklichkeit zwischen den tausend Strömungen.

Der Wind unterstützte ihn. Deutlich hörte man nun die von äußerster Ermattung zeugenden Hilferufe der leidenden Unglücklichen. Penhoël verstärkte seine Stimme durch seine an den

Digitized by Google

Mund gehaltenen Hände und bemühete ſich, ihnen Hoffnung zuzurufen.

Zwei oder drei Minuten noch, und die Barke fuhr zwiſchen den Zweigen der Weiden hindurch.

Robert und Blaiſe, welche ſich an die höchſten Zweige der Weiden angeklammert halten, hingen bis an die Achſeln im Waſſer.

Sie klammerten ſich mit ihren Händen feſt an die ſchwankenden Zweige der beiden größten Weiden und fühlten, wie das Waſſer langſam höher ſtieg und ihre Bruſt mehr und mehr überdeckte.

Seit ſie durch die erſten Fluthen des Hochwaſſers hinweg geführt waren, hatte keine menſchliche Stimme auf ihre Jammerrufe geantwortet.

Nirgends zeigte ſich in der ſchrecklichen Finſterniß, von der ſie umgeben wurden, auch nur der geringſte Lichtſtrahl einer Hoffnung.

Sie ſahen nichts, als den Schaum, der an ihrer Bruſt emporſtieg, und dieſer weiße Schaum ſtieg höher und höher in den Zweigen der Weiden, welche ſich unter dem Druck der anſtrömenden Fluthen beugten, wie ſchwaches Rohr vom Winde gebeugt wird.

Ihre Finger krümmten ſich krampfhaft um die ſchwachen Stützen. Sie ſprachen nicht mit einander; ſie riefen nur nach Hilfe.

Als die Stimme René's von Penhoël zum erſten Male bis zu ihnen drang, da hatte ihr Todeskampf ſchon ſehr lange gedauert. Ihre Arme, an denen ſie hingen, ermatteten bereits

Digitized by Google

und mit Verzweiflung sahen sie dem vielleicht nahen Augenblick entgegen, wo sie ihre Rettungsstützen fahren lassen mußten.

Sie schwiegen Beide zu gleicher Zeit.

„Hast Du gehört?" fragte Robert, welcher dem Zeugnisse seiner Ohren nicht zu trauen wagte.

„Ja," antwortete Blaise; „allein werden sie uns finden?"

„Sie sind noch sehr fern und ich habe keine Kraft mehr!"

„Es kommt mir vor, als wären meine Finger abgestorben."

Sie sammelten Athem und riefen dann Beide, so laut sie konnten.

Ihr Ruf wurde wie von einem Echo beantwortet, welches zwar fern und daher schwach, aber doch deutlich genug war.

„Sie kommen!" sagte Robert in einem Ausbruch von Freude; „wenn Gott uns errettet, Blaise, so müssen wir Buße thun und fortan ein christliches Leben führen."

„Was mich betrifft, so gelobe ich das hiermit aus Herzensgrunde!" sagte Blaise aufrichtig.

„Und ich beschwöre es!"

Die Stimme des unsichtbaren Retters kam näher.

„Holla!" rief dieselbe; „Muth! — haltet Euch fest!"

„Hilfe! — Hilfe!" antworteten unisono Robert und Blaise.

Schon hörten sie die Schläge der Ruderstange, wenn sie an das Bord der Barke traf.

„O ja!" nahm Robert wieder das Wort, „ich will mein Leben ändern! — keine Lüge soll wieder aus meinem Munde kommen!"

„Keinen schlechten Streich werde ich wieder begehen!" sagte der Täuscher reuig und zerknischt.

„Ein rechtschaffenes Leben werde ich führen!"

Digitized by Google

„Was kümmert mich die Armuth, wenn ich nur ein gutes Gewiſſen habe!“

Das Waſſer ſtieg noch immer und ging ſchon über ihre Schultern hinweg. Sie ſprachen wirklich aufrichtige Gelübde aus.

Einige Secunden verfloſſen. Robert unterſchied zuerſt in der Finſterniß die noch dunklern Umriſſe der Barke. Dieſe glückliche Erſcheinung verſetzte ſeinen reuigen Entſchließungen einen harten Stoß.

„Aufgepaßt!“ ſagte er; „vielleicht iſt Alles ſo am beſten gekommen und wir gelangen durch die Glückspforte nach Penhoël.“

„Denkſt Du doch noch daran?“ fragte Blaiſe, bei dem die Zerknirrſchung noch vorherrſchte.

„Schau!“ ermahnte Robert.

Der Täuſcher ſah die Barke nun ebenfalls.

„Ei, der Teufel!“ rief er aus, „das iſt eine andere Sache.“

Benoit Haligan trieb die Barke bis an die Weide, an welche ſich unſere beiden Reiſenden klammerten, dann ſtemmte er ſeine Stange gegen den Grund und hielt ſich ſo fern wie möglich von den Fremden. Der Herr von Penhoël vollbrachte das Werk der Rettung ganz allein.

Robert und Blaiſe ſahen jedoch ihren Retter nicht und hielten ihn für irgend einen Landmann der Umgegend.

So wie Robert einen Fuß in das Fahrzeug geſetzt hatte, gewann er auch ſeine Kaltblütigkeit wieder und erinnerte ſich ſeiner Rolle.

„Möge Gott Euch lohnen, mein braver Freund!“ ſagte er, indem er ſich erſchöpft auf eine der Bänke ſetzte. „Ihr habt

Digitized by Google

einem Manne das Leben gerettet, der heute Morgen noch Euch königlich hätte belohnen können, aus Euch den reichſten Landmann der Gegend gemacht haben wurde. — Aber jetzt — bin ich arm, wie ein Bettler."

„Mein unglücklicher Herr!" ſeufzte Blaiſe, als treuer und ergebener Diener.

„Laß uns nicht murren," nahm Robert wieder das Wort, „der Himmel konnte uns auch das Leben nehmen!"

„Sie haben etwas verloren?" fragte der Herr von Penhoël, während Benoit Haligan ſchweigend das Fahrzeug in der Richtung nach dem Port-Corbeau fortſtieß.

„Ich habe ſehr bedeutende Summen verloren, mein wackerer Freund," antwortete Robert traurig; „und um ſie erſetzen zu können, muß ich lange Zeit warten, denn mein Vaterland iſt jenſeit des Oceans. — Was Euch aber betrifft, ſo werdet Ihr hoffentlich Eure Belohnung nicht ganz verlieren, denn der Herr Vicomte von Penhoël wird mir helfen, Euch meine geheiligte Schuld abzutragen."

„Sie kennen alſo den Vicomte von Penhoël" fragte René erſtaunt.

Benoit Haligan ſtrengte alle ſeine Gehörnerven an, um kein Wörtchen zu verlieren.

Ein einziges falſches Wort konnte jetzt den jungen Robert von Blois und ſeinen treuen Stallmeiſter auf immer vernichten. Allein ſein Glücksſtern half ihm.

„Ich bin ein Fremder," antwortete er und habe nie den Vicomte von Penhoël geſehen. Allein ich kam in dieſen Theil der Bretagne um eines Geſchäftes Willen, welches ihn betrifft, ſo wie ſeine Familie; ich hatte Hoffnung zu glauben, daß er mir

Digitized by Google

zu Dank verpflichtet sein würde — aber nun sind die Rollen umgekehrt und ich werde gezwungen sein, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, welche jetzt meine einzige Hoffnung ist."

Eine Menge von Fragen wollte sich auf René's Lippen drängen, allein er hielt sie zurück, um einfach zu sagen:

„Penhoël versagt Niemandem die Gastfreundschaft, mein Herr! Wir werden Sie auf das Schloß führen."

Die Barke stieß an den Landungsplatz von Port-Corbeau. René von Penhoël half den beiden Reisenden, Einem nach dem Andern, an das Ufer steigen.

„Nehmen Sie meinen Arm an," sagte er zu Robert; „der Weg ist etwas steil. Benoit, unterstütze den andern Reisenden."

„Nicht um aller Schätze der Erde willen!" antworte der Fährmann, der sich von Blaise zurückzog, wie man sich von einem von der Pest Ergriffenen zurückziehen würde.

Er begab sich zu seiner Hütte znrück, welche etwa hundert Schritte von dem Landungsplatze lag und hängte die Lampe ab, welche noch vor der Thür brannte. Dann kehrte er zu Penhoël und dessen beiden Gästen zurück, welche langsam den Hügel hinan stiegen.

Er echob seine Laterne nach dem Gesichte Roberts, dann nach dem Blaise's nnd beobachtete Beide schweigend einige Secunden.

„Penhoël! Penhoël! sagte er dann mit seiner hohlen und nachdrucksvollen Stimme, „Ihr habt es gewollt! Möge Gott Euch verzeihen!"

Eine von seinen Händen berührte die Schulter seines Herrn, die andere zeigte auf Robert von Blois.

„Er ist es!" sagte er dann leiser. „Das Verderben und

Digitized by Google

das Verbrechen ſind angekommen! — Ich bin ſehr alt — aber ich werde noch drei reizende Nachtſchönchen unter meinen Weiden ſehen vor meinem Tode. — Drei edle Töchter! — Penhoël! Penhoël! Das Unglück ſchreitet Eurem Hauſe zu! — Hütet Euch!“

Robert konnte ſich eines Schreckens nicht erwehren, als er ſo auf unerwartete Weiſe den Namen ſeines Retters erfuhr. René, der vor Ueberraſchung anfangs regungslos geworden war, wandte ſich jetzt zornig gegen den Fährmann; dieſer aber ſchritt bereits mit großen Schritten nach ſeinem Häuschen zurück.

Noch beim Fortgehen ſagte er:

„Das Unglück iſt bei ihm! — und das Unglück iſt über mich gekommen! Aber ich — die heilige Jungfrau wird Gnade haben mit meiner armen Seele!“

Er trat in ſeine Hütte und ſtellte ſo gut wie möglich die Thür wieder her. Als Penhoël und ſeine Gäſte über die Schwelle des Schloſſes ſchritten, war das Häuschen des Fährmanns ſchon wieder feſt verrammelt.

Ein prächtiger Gast.

Es war etwa eine Stunde verflossen, seit Robert von Blois und sein Bedienter Blaise die Schwelle des Schlosses Penhoël überschritten hatten.

Die Familie und ihre Gäste waren in dem Speisezimmer um eine große Tafel von Eichenholz versammelt, die kaum zur Hälfte von dem aufgelegten Tischtuche bedeckt wurde.

An dem einen, von dem Tuche bedeckten Ende der Tafel war man im Begriff, das Abendessen zu sich zu nehmen. Das andere Ende war unbedeckt und unbesetzt.

Auf dem Tischtuche von blendender Weiße erblickte man einen wahren Ueberfluß von Speisen. An den vier Enden standen hohe und schöne Krüge von brauner Fayence, gefüllt mit neu gepreßtem Cider, über welchem noch der Gischt emporstieg.

Das benedicite wurde von der gnädigen Frau gesprochen. Die Teller waren gefüllt. Man aß mit ausgezeichneter Eßlust.

Robert von Blois saß zur Rechten des Herrn von Penhoël; zu seiner Linken hatte er die gnädige Frau, welche während der kalten Tage des Winters gern ihren Ehrensitz in der Mitte der Tafel verließ, um dem Kamine näher zu sein.

Digitized by Google

Hinter Robert ſtand Blaiſe, ſein Bedienter, dem man, gleich ſeinem Herrn, eine trockne Kleidung gegeben hatte.

Der Täuſcher machte ſeinen Probedienſt als Kammerdiener. Er that das mit bereitwilligem Herzen und befand ſich hinter dem Stuhle ſeines Herrn offenbar weit beſſer, als in den Zweigen der Weide. Dennoch zählte ſein Auge mit Wehmuth die trefflichen Biſſen, welche ſein Herr verzehrte.

Er fragte ſich, ob das nicht etwa eine Vorbedeutung ſei, und ob er, Blaiſe, nicht in Folge der Stellung, welche er übernommen hatte, gleich wie beim Mahle, ſo auch in jeder andern Hinſicht gezwungen ſein würde, mit den Reſten ſich zu begnügen, welche Robert für ihn übrig ließ.

Dieſer Letztere wandte, ohne ſich beim Eſſen ſtören zu laſſen, ſeine Zeit ſo gut an, wie er nur konnte.

Dank den Mittheilungen des Vater Géraud hatte er ſogleich für jede von den Perſonen, welche er vor und um ſich ſah, den richtigen Namen gefunden.

Da ſich ihm die Beſchreibung des Gaſtwirths in dieſer Beziehung als durchaus genau und vollkommen bewährte, ſo war das für ihn eine Bürgſchaft, daß auch die andern Mittheilungen, welche er aus derſelben Quelle hatte, genau wären.

Und dennoch, wenn man von den einzelnen Perſonen zu dem Ganzen dieſes ländlichen Stilllebens überging, ſo ſchienen die von Herrn Géraud gelieferten Noten etwas an Uebertreibung zu ſtreifen. Während Robert mit den Augen eben ſo thätig arbeitete, wie mit den Kinnladen, mußte er vergebens in ſeiner Umgebung die angekündeten Symptome eines innern und geheimen Drama's ſuchen, welches ihm ſo ſehr behilflich geweſen ſein würde, im Trüben zu fiſchen.

Digitized by Google

Alle dieſe Perſonen ſchienen ihm in einer verzweifelten Ruhe zu leben. Er vermochte nur eine junge Mutter zu ſehen, welche glücklich war durch ihren Gatten und ihr Kind. Der Reſt der Verſammlung, der Oheim Jean und ſeine Tochter, vervollſtändigte für ihn eine jener ſchönen und guten Familien, deren gleichförmiges, aber allerdings etwas langweiliges Daſein ſo vielen der unglücklichen Bewohner unſerer Städte ein Ideal des Glücks geweſen ſein würde.

Der Beobachter, welcher noch unlängſt den Auftritt in dem Salon von Penhoël mit angeſehen hatte, würde ſelbſt einigermaßen Roberts Ueberraſchung getheilt haben. Der Anblick hatte ſich in der That geändert. Das war nicht mehr jenes düſtere Schweigen, welches erſt vor Kurzem ſchwer auf den Bewohnern von Penhoël gelegen hatte und nur in ſeltenen Zwiſchenräumen von Worten unterbrochen war, die eine traurige Vorbedeutung gehabt hatten.

Die Ankunft eines Fremden, welche in einem fernen Winkel der Bretagne ſtets ein merkwürdiges Ereigniß iſt, entlieh dieſes Mal den Umſtänden, welche dieſelbe begleitet hatten, noch ein beſonderes, mit Theilnahme und Neugierde verbundenes Intereſſe. Man muß ſich nicht mit einem Male in den Strom ſtürzen, deſſen ruhigen Lauf man erforſchen will. Das Waſſer trübt ſich, der Fiſch verbirgt ſich und der ſchimmernde Kieſel, den man in der Nähe betrachten wollte, verſchwindet unter dem Bodenſatz, welchen unſer unvorſichtiger Fuß aufgeregt hat. Robert that ſich daher ſelbſt Gewalt an.

Ueberdieß müſſen wir auch nochmals daran erinnern, daß René damals, als wir zum erſten Male in dieſes Schloß traten, eine zur Hälfte geleerte Flaſche Branntwein neben ſich

ſtehen hatte. Nun war aber Penhoël, wenn nüchtern, ein vertrauensvoller und ſanfter Ehegatte; doch der Alkohol machte ihn zu einem Wilden und verwandelte die ſchmerzhaften Erinnerungen, welche in ſeinem Herzen wohnten, in ſchwarze Spukgeſtalten.

Die Fahrt auf dem überflutheten Tieflande hatte die Geiſter des Branntweins vollkommen verſcheucht. Sein Gehirn war wieder frei und das Bewußtſein, zwei Menſchen das Leben gerettet zu haben, erfüllte ſein Herz mit Zufriedenheit.

Der Oheim Jean allein unter Allen, die an der Tafel ſaßen, behauptete die Schwermuth, welche wir ſchon auf ſeinem ehrwürdigen Antlitz erblickten, als wir ihn zum erſten Male ſahen. Er allein dachte noch an den, deſſen ſo unerwartet ausgeſprochener Name eine Stunde zuvor unter den Gäſten von Penhoël eine ſo peinliche Stimmung hervorgerufen hatte. Aber das Herz des Oheim Jean vergaß nie den Abweſenden, und er feierte ſchweigend im Grunde ſeines liebenden und guten Herzens dieſen Jahrestag der Abreiſe des Erſtgebornen von Penhoël.

Alle übrigen Anweſenden waren ausſchließlich mit dem Fremden beſchäftigt Der Rechtskundige und der gute Schulmeiſter betrachteten ihn mit jener neugierigen Aufmerkſamkeit, mit welcher die Pflaſtertreter von Paris einen Orokeſen oder Tſchippewäer betrachten würden. Die jungen Mädchen betrachteten ſein ausdrucksvolles und ſchönes Antlitz. Roger erblickte, aber ganz zufällig, einen Romanhelden in ihm. Vincent dagegen empfand, wenn er ihn betrachtete, ein feindſeliges Gefühl und ſuchte ſich vergebens zu erklären, woher dieſe inſtinktmäßige Abneigung bei ihm komme.

Digitized by Google

Seine Augen ſchweiften fortwährend von dem Fremden auf Blanche von Penhoël, als hätte er für das Kind eine unbekannte Gefahr befürchtet.

„Auf Ihre Geſundheit, mein lieber Wirth!“ ſagte Robert, indem er ſein Glas nach dem Munde führte, „und empfangen Sie zum hundertſten Male meinen innigſten Dank. — Ohne Sie würden wir Gott weiß wo? in dieſer Stunde ſein!“

„Ich habe nur meine Pflicht gethan,“ antwortete Herr von Penhoël.

„Ihr mürriſcher Fährmann hatte dagegen eine ganz andere Anſicht,“ verſetzte Robert lächelnd.

„Benoit Haligan iſt ein würdiger Mann!“ ſagte die gnädige Frau; „er hat viele Unglückliche aus der Todesgefahr gerettet — aber ſein Kopf iſt ſchwach, und in unſerm Lande giebt es manche oft ziemlich grauſame Vorurtheile.“

Robert verneigte ſich achtungsvoll.

„Es iſt ein glückliches und geſegnetes Land, gnädige Frau,“ entgegnete er, „denn Gott hat hier in die Herzen der Mächtigen das Gegenmittel gegen die Unwiſſenheit der Armen gelegt.“

Obgleich wir geſehen haben, daß Robert bei dem Umgange mit Blaiſe und Bibandier ganz an ſeiner Stelle war, ſo mußte er ſich doch wahrſcheinlich auch in beſſerer Geſellſchaft bewegt haben, denn, brachte es die Gelegenheit mit ſich, ſo wußte er auch ein feines und höfliches Benehmen zu zeigen. In einem jener Muſterſalons, welche der Ruhm der ariſtokratiſchen Faubourgs von Paris ſind, hätten die Scharfblickenden vielleicht einige leichte Flecken in ſeinem Spiel gefunden: wir ſagen vielleicht; aber auf Penhoël erſchien ſein Ton als ein ausgewählter,

Digitized by Google

und jedes seiner Worte hob gewissermaßen das Piedestal seiner Vollkommenheit.

Wenn Jemand einige Unsicherheit in seinem Benehmen zeigte, so war gewiß nicht er es, sondern der Herr von Penhoël.

Was die gnädige Frau betraf, so wog ihre einfache und edle Anmuth wenigstens die Gesammtheit jener feinen Regeln des Benehmens auf, in welcher die Kunst sich in höhern Kreisen zu bewegen besteht.

„Man hatte mir auf das Genaueste vorhergesagt, was ich auf Penhoël finden würde," nahm Robert wieder das Wort; „allein gewisse Personen haben das Glück, eine solche innere und äußere Beschaffenheit zu haben, daß für sie der Ruf noch immer hinter der Wahrheit zurückbleibt. Vielleicht wird mein Aufenthalt in Frankreich nicht lange Zeit dauern, aber, mag er nun lang oder kurz sein, ich werde wenigstens das gesehen haben, was Andere bisweilen ihr ganzes Leben hindurch vergebens zu sehen streben — das Haus eines wahren Edelmanns!"

Penhoël erröthete vor Stolz.

Robert reichte seinen leeren Teller über seine Schulter und Blaise nahm ihn hin, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß.

Robert wandte sich rasch um.

„Wie!" rief er mit einer fast reizenden Gutmüthigkeit aus, „bist Du hier, mein wackerer Junge?"

„Ich wollte den gnädigen Herrn bedienen —" begann Blaise.

„Gehe sogleich!" unterbrach ihn Robert; „gnädige Frau, ich muß Sie um Verzeihung bitten, — allein Blaise ist ein

Bedienter, wie man vielleicht keinen zweiten findet. Ich wage Sie daher zu bitten, ihm einen Theil der Güte zukommen zu laſſen, mit welcher Sie mich überhäufen."

Jedermann, beſonders aber der Herr von Penhoël und die gnädige Frau, freute ſich über Roberts Edelſinn. Er war alſo nicht nur ein Edelmann von ſeltener Bildung, ſondern hatte auch ein vortreffliches Herz.

Man empfindet eine wahrhafte Freude, wenn man auf ſolche Weiſe wahrhafte Vorzüge bei dem Manne entdeckt, welcher es verſtanden hat, auf den erſten Anblick zu gefallen. Die jungen Mädchen und die gnädige Frau dankten dem Fremden mit einem Blicke, und der erkenntliche Blaiſe begab ſich nach der Bedientenſtube.

Das Abendeſſen hatte zwanzig Minuten gedauert, und es war recht gut eine Stunde her, daß ſich Robert auf Penhoël befand; aber dennoch und ungeachtet des Umſtandes, daß Robert in dem Fahrzeuge von einer Sendung geſprochen hatte, welche ihn nach Penhoël führe, war noch keine Frage an ihn gerichtet.

Das war jedenfalls ein Zeichen, daß hier noch die alte Gaſtfreundſchaft throne, allein Robert fand in dieſer Hinſicht an derſelben keinen Geſchmack. Ihm wäre es lieber geweſen, hätte man ihn neugierig und voreilig mit Fragen bedrängt, weil er ſein Mährchen ſchon ganz fertig und in Bereitſchaft hatte.

Da er indeß ſah, daß die Frage ausbleibe, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt die Einleitung zu treffen.

„Vicomte," ſagte er, indem er dem Herrn von Penhoël mit einer liebenswürdigen Nachläſſigkeit die Hand reichte, „ich will Ihre Zurückhaltung nicht mißbrauchen und Ihnen wenigſtens

den Namen des Gaſtes ſagen, welchen Ihnen der Zufall geſendet hat. — Ich heiße Robert von Blois."

Penhoël verneigte ſich.

„Es iſt ein alter bretoniſcher Name," fuhr er dann fort; „Sie müſſen Ihn wohl kennen, lieber Oheim?"

Oheim Jean war gleich allen alten Landedelleuten ein lebendiges Wappenbuch.

„Gewiß," antwortete er; „wir hatten mehre Familien dieſes Namens. Das herzogliche Haus abgerechnet, von welchem ein Glied dieſen Namen führte, giebt es noch die Blois von Quimper und die Blois von Moncontour — "

„Meine Familie ſtammte in der That aus der Nieder-Bretagne," verſetzte Robert; „aber ich kann nur auf eine ſehr entfernte Verwandtſchaft mit den angeſehenen Häuſern, welche Sie, mein Herr, da erwähnen, Anſpruch machen — denn meine Linie wohnt ſchon ſeit ſehr langer Zeit in Amerika."

Oheim Jean murmelte etwas vor ſich hin, während er ſeine Erinnerungen zurückrief, und ſagte dann:

„Ganz Recht! — ich beſinne mich eben! — Ein Chevalier von Blois, Namens Emery, war gezwungen, Frankreich zur Zeit des Edicts von Nantes zu verlaſſen."

Robert blickte den Oheim verwundert an.

„Mein Urgroßvater," ſagte er, „führte in der That den Namen Emery! — Allein, wie dem auch ſein mag, ich habe Boſton verlaſſen, wo mein Vater wohnt, um in Frankreich Geſchäfte von bedeutender Wichtigkeit abzumachen. Eins dieſer Geſchäfte führte mich in dieſe Gegend. Seit meiner Ankunft in Frankreich hatte ich noch kein Abenteuer erlebt — Paris und ſeine Taſchendiebe hatten mir meine Börſe gelaſſen, mein Poſt-

Digitized by Google

wagen war bei Tage und bei Nacht auf den Straßen dahin gerollt; ohne daß ich auch nur ein Mal von jenen classischen Banditen angefallen wäre, welche nach gerade so selten werden, wie die Gespenster — doch heute erlebte ich endlich so viele Abenteuer, daß ich vollkommen für meinen bisherigen Mangel an Abenteuern entschädigt wurde. — Ich werde Ihnen in wenigen Worten erzählen, wie es mir ging. — Heute Morgen kam ich nach Redon und hatte bedeutende Barschaften bei mir. Ich hatte noch ein Geschäft im Innern des Landes abzumachen. Der gute Gastwirth von Redon, der Herr Géraud, verhehlte mir die Gefahren des Weges nicht. Allein ich wollte ihm nicht glauben und überdieß war mir wesentlich daran gelegen, meine Reise schnell zu vollenden. Ich reiste ab; eine Stunde von Redon gerieth ich zwischen Banditen, welche mich beraubten."

„Die Houlans!" erschallte es rund herum an der Tafel.

„Ich kann über die Benennung der Leute keine Rechenschaft geben — es war eine ganze Armee von Spitzbuben mit schrecklichen Gesichtern!"

„Und sie nahmen Ihnen Alles?" fragte die gnädige Frau.

„Mein ganzes klingendes Geld. — Allein diese Räuber scheinen noch nicht zu einem besonders hohen Grade der Civilisation gelangt zu sein, denn sie ließen mir meine Brieftasche, welche in meinem Felleisen war und eine bedeutende Menge von Banknoten enthielt."

„Ach!" ertönte es mit dem Ausdruck der Freude rund um die Tafel.

„Erlauben Sie! — ich bin darum doch nicht viel reicher — mein Felleisen und alle Papiere, welche dasselbe enthielt, sind

jetzt ziemlich weit von hier, wenn Ihr Teufelsfluß fortgefahren hat, mit demselben Eifer zu fließen."

„Das ist wahr — das Hochwasser!" murmelte die Gesellschaft, welche an der Erzählung des jungen Mannes einen Antheil nahm, der mit jedem Augenblick lebhafter wurde.

Die beiden reizenden Töchter des Oheim Jean vergaßen das Essen, um ihn zu betrachten. Sie lauschten mit geöffnetem Munde seinen Worten und wandten ihre unschuldsvollen Blicke nicht von dem Fremden ab. Sie empfanden Beide in gleichem Grade ein fremdartiges und neues Gefühl. Eine Saite, welche bisher nicht erklungen war, gerieth im Innersten ihres Herzens in lebhafte Schwingungen. Ein unbekannter, ungeahneter Horizont erweiterte sich plötzlich vor ihnen.

Man hätte meinen sollen, sie erblickten zum ersten Male die Welt.

Als der Name Paris genannt wurde, wechselten sie zum ersten Male einen flüchtigen Blick mit einander und ein Blitz leuchtete aus ihren Augen.

Blanche, ein schüchternes Kind, verbarg sich zur Hälfte hinter ihrer Mutter und betrachtete ihn verstohlen. Roger bewunderte den Fremden von ganzem Herzen; er hatte noch Niemand gesehen, der diesem geistreichen Cavalier vergleichbar gewesen wäre, welcher so plötzlich seine Eleganz inmitten der bretonischen Landes (Haiden) zeigte.

Was Vincent betraf, so zeigte er fortwährend sein rauhes und finsteres Aussehen.

Der Schulmeister und der Rechtskundige, welche am untern Ende der Tafel neben einander saßen, wünschten vor allen

Dingen zu erfahren, wie viel Geld das köſtliche Felleiſen enthalten habe.

„Man hat ſehr oft auf der Weideſläche des Tieflandes Gegenſtände wiedergefunden, welche bei der Ueberfahrt über den Port-Corbeau verloren waren," ſagte der Vater Chaurette.

„Ich würde mit Freuden demjenigen tauſend Louis geben, der mir mein Felleiſen wiederbrächte!" rief Robert lebhaft aus.

Der Rechtskundige merkte ſich dieſes Verſprechen und beſchloß bereits, am andern Morgen auf den Fiſchfang zu gehen.

Robert fuhr lächelnd fort:

„Man darf indeß nie auf Wunder rechnen, und es würde eine große Sünde ſein, wollte ich mich über mein Schickſal beklagen! — Geſtehen muß ich allerdings, daß mich die verlorenen Summen ſchmerzen, denn ich bin fern von meiner Familie, und die Lage eines Fremden ohne Geld ſcheint mir wenig beneidenswerth — allein im Grunde bin ich nur um einige Tauſend Louis ärmer, das iſt Alles! — ſich durch eine ſolche Lumperei niederdrücken zu laſſen, würde eines Edelmanns unwürdig ſein. — Mein lieber Wirth, ich trinke auf Ihr Wohlſein!"

Alles ſprach zu Gunſten dieſes Mannes. Seine letzten Worte waren mit einer unverkennbaren guten Laune ausgeſprochen. Das deutete zunächſt auf ein großes Vermögen — eine Sache, welche Niemandem gleichgiltig iſt — und dann auf eine wahrhafte Seelengröße, welche auf die meiſten Anweſenden einen noch größern Eindruck machte. Man findet nicht alle Tage einen Mann, welcher mit Heiterkeit von einem ſolchen

Digitized by Google

Verluſte ſpricht. Robert gewann in jedem Augenblick die Achtung der Bewohner von Penhoël in höherm Grade.

„Ueber etwas Anderes vermag ich mich indeß weniger leicht zu tröſten," fuhr er dann fort. „Ich habe nämlich zu gleicher Zeit Briefe verloren, welche mir auf das angelegentlichſte empfohlen waren. — Es befand ſich nämlich in meinem Felleiſen noch etwas, womit ich Ihnen den großen Dienſt, den ſie mir erwieſen haben, hätte bezahlen können."

Jetzt zeigte ſich eine lebhaftere Schattirung der Neugierde in den Blicken Aller. Man verſtand ihn aber noch nicht.

Robert ſchwieg und ſchien eine Frage zu erwarten.

Der Herr von Penhoël dagegen ſchien eine Frage nicht wagen zu wollen.

„Ich erinnere mich," ſagte er dennoch endlich, „daß Sie ſchon in der Barke davon ſprachen, daß ſie einen Auftrag an den Vicomte von Penhoël auszurichten hätten."

„So iſt es, mein lieber Wirth."

„Iſt es mir erlaubt, nach dem Gegenſtande des Auftrags zu fragen?"

„Es war ein Auftrag, den ich ſehr weit von hier erhalten hatte."

„Wo?"

„In New-York?"

Penhoël zeigte ſich ſehr überraſcht. Die ſchönen und ruhigen Züge der gnädigen Frau ſprachen endlich ebenfalls eine lebhafte Neugierde aus.

„In New-York?" wiederholte Penhoël. „Ich kenne Niemand in New-York."

Digitized by Google

Die Augen des jungen Herrn von Blois senkten sich. Sein Blick eilte verstohlen und flüchtig über alle Anwesenden hinweg.

„Kennen Sie dort wirklich Niemand?“ fragte er.

Er prüfte zu gleicher Zeit die gnädige Frau, welche fortwährend sanft und höflich lächelte, den Herrn des Schlosses und den greisen Oheim Jean, der schon wieder in tiefe Träumereien versunken sein Haupt senkte.

Ehe noch Penhoël geantwortet hatte, fuhr Robert mit langsamer und tiefer Stimme fort:

„Sollte der Aelteſtgeborne von Penhoël in dem Hause seines Vaters vergessen sein?“

Wenn Robert eine gewaltige Wirkung hatte hervorbringen wollen, so mußte er mit dem erlangten Erfolge zufrieden sein.

Eine Wolke verschleierte die Blicke Aller zu gleicher Zeit. Alle Anwesenden schlugen ihre Augen nieder.

Penhoël, welcher eben sein Glas zu dem Munde geführt hatte, ließ dasselbe fallen, und das Glas zerbrach.

Die gnädige Frau war regungslos und erbleicht.

Oheim Jean glich einem Manne, welcher seinen Ohren nicht traut.

Er hatte sich halb erhoben und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Seine blauen, furchtsamen und gewöhnlich sanften Augen richteten sich mit neugieriger Unruhe auf den Fremden.

Robert bedurfte seiner ganzen Kraft, um den Ausdruck des Triumphs zu bewältigen und zurückzuhalten, welcher sich in allen Muskeln seines Angesichts verrathen wollte. Als er das ruhige Glück der Familie sah, hatte er einen Augenblick an der

Digitized by Google

Tragweite der Waffe gezweifelt, welche er in ſeinen Händen hatte.

Nun konnte er keinen Zweifel mehr hegen! Die Waffe war gut und geeignet, die ſchwache Seite aller dieſer Herzen zu treffen.

Er richtete ſein Haupt wieder empor. Sein Auge war ſtrenge und kalt, gleich dem eines Richters.

Man hörte deutlich während der tiefen Stille die kurzen und gepreßten Athemzüge der Mitglieder der Familie Penhoël.

„Habe ich recht gehört?“ fragte endlich der Oheim Jean, deſſen Stimme durch die innere Aufregung faſt erſtickt wurde; „war die Rede von Louis von Penhoël?“

„Ich ſprach von dem Aelteſtgebornen von Penhoël,“ antwortete Robert von Blois.

„Und Sie meinten, der könne vergeſſen ſein?“ fragte der Greis weiter, während ſich ſeine Augen mit Thränen füllten. „O, es iſt hier mehr als ein Herz, in welchem die Erinnerung an ihn unvergänglich wohnt!“

René unterbrach ihn; die Anſtrengung, welche er machte, um Worte hervorzubringen, war eine ſichtbare.

„Mein Herr,“ ſagte er, indem er ſich an Robert wandte, „hier iſt Niemand, der nicht das Haupt der Familie von Penhoël liebte! Ich bin nur jüngerer Sohn — und an dem Tage, an welchem Louis zurückkehren wird, werde ich ihm mit Freuden ſeine Rechte zurückgeben.“

Oheim Jean hatte ſeinen Platz verlaſſen und ging mit wankenden Schritten um den Tiſch, um ſich dem Fremden zu nähern. Man hörte ſeine hölzernen Schuhe auf dem getäfelten

Digitized by Google

Fußboden klappen, und die langen weißen Haare seines Hauptes fielen auf den plumpen Kragen seiner Bauernjacke.

„Schön gesprochen, mein Neffe!" sagte er und ergriff René's Hand, welcher die Augen abwandte; „Gott wird Sie segnen, denn Sie sind ein würdiger Sohn des Hauses Penhoël. — Ich meines Theils bin nur ein armer Greis," fuhr er dann fort, sich an den jungen Herrn von Blois wendend, „aber ich liebte meinen Neffen Louis, wie man das liebste seiner Kinder liebt! — Reden Sie, mein Herr — es ist eine gute Nachricht, die Sie uns überbringen? — oder muß ich Trauer anlegen, bis zu dem letzten Tage meines Lebens?"

Robert hörte, wie sich ein Seufzer der Angst der Brust der gnädigen Frau entwand.

Penhoël schien ebenfalls den Seufzer gehört zu haben, denn er neigte sich vor und dann wieder zurück, um Marthes Antlitz zu prüfen. Aber der junge Herr von Blois — war es Zufall oder guter Wille? — machte zwei ähnliche Bewegungen, und der Herr von Penhoël konnte nichts sehen.

Alle, die an dem Tische saßen, dachten an den Traum des Engels, welcher den Aeltestgebornen im Grase liegend und bleich wie einen Todten gesehen hatte.

Als Robert von Blois den Mund wieder öffnete, hielt ein Jeder den Athem an, damit ihm kein Wort entgehe.

„Ich bringe gute Nachrichten," sagte er, „und glücklicher Weise kann mein Mißgeschick nichts an denselben ändern. Louis von Penhoël, der mein Freund ist, hat mich beauftragt, in seinem Namen seinem Bruder einen Kuß zu geben, und mich gebeten, ihm die genauesten Mittheilungen über seine ganze Familie zu überbringen."

Digitized by Google

Der scharfsichtigste Beobachter würde die widersprechenden Gefühle nicht zu zergliedern vermocht haben, welche sich auf dem Antlitz des Herrn von Penhoël gewissermaßen jagten: es war das erst eine wiederkehrende brüderliche Liebe, eine lebhafte und aufrichtige Regung brüderlicher Zärtlichkeit, dann etwas Eiskaltes, ein gewisses Mißtrauen, ein peinliches Gefühl.

Der gute Oheim Jean hatte Roberts Hand ergriffen und drückte sie unter Thränen, denn Robert hatte ja gesagt, daß Louis sein Freund wäre.

Er war es nur, welcher die Fragen aussprach, welche man lieber aus dem Munde des Schloßherrn gehört hätte: „Wo ist er? was macht er? wird er zu uns zurückkehren? — Denkt er noch an uns, er, den man hier so sehr liebt? Ist er noch immer so schön, so edel, so kräftig? — Ist er glücklich?“

Die Gäste und jüngern Personen an der Tafel erinnerten sich gegenseitig mit leiser Stimme an das, was man sich von dem Abwesenden in der Gegend erzählte.

Man sprach von ihm in den Abendgesellschaften, und sein Andenken wurde mit jener romantischen Achtung gefeiert, welche die Bretonen den Helden ihrer volksthümlichen Sagen zugestehen.

Er war so edel!

Die Liebe, welche die Greise zu ihm hegten, trug sich während der Erzählungen am flackernden Kaminfeuer auch auf die jungen Leute über. Jene ländlichen Erzähler alter Geschichten am Kamine der bretonischen Hütten sind Poeten; ihre Klagen bauten dem Anwesenden Altäre, und die, welche ihn nicht gekannt hatten, malten sich ihn in fast übernatürlichen Farben aus.

„Ich war sein erster Lehrer!“ sagte der Vater Chauvette gerührt.

„Ein wilder Junge!“ versetzte der Rechtskundige; „es hat mir nie gelingen wollen, ihm das Lateinische beizubringen.“

„Mir kommt es vor, als würde ich ihn sogleich erkennen,“ sagte Diane, „denn ich habe so oft von ihm geträumt!“

„O, gewiß nicht öfter, als ich!“ versetzte Cyprienne.

„Und ich,“ sagte Roger, „ich werde mich aufmachen, ihn zu suchen, wenn er nicht kommt, und wäre es auch am Ende der Welt!“

Die Töchter des Oheim Jean wünschten sich in diesem Augenblick, junge Männer zu sein, um das sagen und thun zu können, was Roger von Launoy ausgesprochen hatte.

Und während alle diese Bemerkungen sich durchkreuzten, sah man wundersamer Weise den Schloßherrn von Penhoël und die gnädige Frau in einer finstern Regungslosigkeit verharren.

Robert benahm sich ziemlich auf dieselbe Weise, wie er sich in dem gekrönten Bock gegen den Vater Géraud benommen hatte.

„Morgen wird auch ein Tag sein,“ fuhr er fort, „und dann werde ich Ihnen auch die geringsten Kleinigkeiten nicht vorenthalten. Nur könnte vielleicht in den verlornen Briefen etwas enthalten gewesen sein, was ich Ihnen nicht mitzutheilen vermag.“

„Waren die Briefe für mich bestimmt?“ fragte Penhoël.

„Einer derselben war für Sie,“ antwortete Robert.

„Und einer für mich?“ fragte Oheim Jean furchtsam.

„Einer für Sie.“

Digitized by Google

„Und die andern?“ fragte Penhoël.

Robert schien zu zögern. Der gnädigen Frau stockte der Athem in der Brust, bis der junge Herr von Blois endlich sagte:

„Ich hatte nur diese beiden Briefe.“

Nun kehrte wieder etwas Blut in die Wangen Marthes von Penhoël zurück. Ihre Augenlider zitterten und unter ihren langen gesenkten Wimpern hätte man eine Thräne erglänzen sehen können.

Robert fuhr fort:

„Es ist spät und ich bin sehr müde. — Aber ich wollte mich doch nicht zur Ruhe begeben, ohne vorher die Gefühle kennen gelernt zu haben, welche man hier in Bezug auf meinen armen Freund Penhoël hegte. Was ich gesehen habe, hat mein Herz erfreut, und der Brief, in welchem ich ihm Mittheilungen von seinem Bruder schreiben werde, von seinem Oheim, von Allen, die ich hier sehe,“ fügte er dann hinzu, indem er sich nachlässig gegen die gnädige Frau wandte, „wird ihn sehr beglücken! — Nun, mein lieber Wirth, bitte ich Sie um die Erlaubniß, mich zurückzuziehen. — Wenn ich es aber wagen darf, ohne Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen, so möchte ich Sie doch, bevor ich mich auf mein Zimmer zurückziehe, noch um eine kleine Zwiesprache unter vier Augen bitten.“

Penhoël erhob sich rasch, als hätte diese Bitte seinen innersten Wünschen entsprochen.

„Ich stehe zu Ihren Befehlen,“ sagte er.

Robert von Blois lächelte auf die ihm eigenthümliche anmuthige Weise.

Er empfahl sich allen Gästen nach der Reihe herum auf

die galanteſte Weiſe und drückte dem Oheim Jean herzlich die Hand.

Was aber am meiſten Beifall von Seiten der jungen Mädchen und Rogers von Launoy erntete, das war die achtungsvolle Ungezwungenheit und Leichtigkeit, mit welcher er die Hand der gnädigen Frau an ſeine Lippen führte.

Dennoch vermochten weder die beiden jungen Mädchen, noch Roger das Verdienſt zu errathen, welches in dieſem Handkuſſe lag.

Robert hatte nämlich, indem er mit ſeinen Lippen die weißen Finger der Schloßfrau leicht berührte, einige Worte ausgeſprochen, aber mit ſo leiſer Stimme, daß ſelbſt Marthe Mühe hatte, den Sinn derſelben zu faſſen.

„Gnädige Frau,“ hatte er geflüſtert, „es waren drei Briefe.“

Marthe's Züge veränderten ſich nicht, aber ihre Hand wurde kalt, und Robert war ſchon lange gegangen mit dem Herrn von Penhoël, als Marthe noch immer bewegungslos und wie verſteinert da ſaß.

Um den Tiſch herum hielten ſich nun die entfeſſelten Zungen reichlich für das lange Schweigen ſchadlos. Man konnte nicht aufhören, ſich in Lobſprüchen über den jungen Herrn von Blois zu ergehen, und Vincent war der Einzige, welcher durch ſein Schweigen gegen das allgemeine und einſtimmige Lob Proteſt einlegte.

Anfangs erwartete man ohne Ungeduld den Schloßherrn von Penhoël. Allein die große Uhr ſchlug zehn in ihrem Kaſten von Nußbaumholz, dann elf. So lange blieb man ſonſt auf Penhoël nicht wach.

Digitized by Google

Penhoël erſchien aber nicht wieder, und die Gäſte mußten ſich vor ſeiner Rückkehr trennen.

Die jungen Mädchen, Roger und Vincent kamen nach einander, um einen Kuß auf die Stirn von der gnädigen Frau zu erhalten, welche allein mit dem Oheim Jean zurück blieb.

Der Greis ſetzte ſich neben ſie auf den Stuhl, auf welchem früher der Fremde geſeſſen hatte.

So blieben ſie lange neben einander ſitzen, ohne ein Wort zu ſprechen.

Die großen blauen Augen des Oheim Jean waren ſchwermüthig auf die Nichte gerichtet und ſprachen tiefes Mitleid und väterliche Liebe aus.

Nach einigen Minuten rollten zwei ſtille Thränen über die Wangen der gnädigen Frau.

Der Greis ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſein Herz.

„Marthe!“ ſagte er leiſe, „meine arme Marthe! — was für ein Glück haben wir verloren!“

„Für immer!“ ſtammelte die junge Frau unter reichlichen Thränen.

Der Greis ſuchte nach einem Worte des Troſtes, aber vielleicht war kein Troſt möglich. Er ſtützte ſeine Stirn entmuthigt auf ſeine Hand.

„Und wie drohend ſteht uns die Zukunft entgegen!“ nahm die gnädige Frau wieder mit Verzweiflung das Wort.

Der Oheim richtete einen unruhigen Blick auf ſie.

„Sie begreifen nicht,“ ſagte Marthe, „wie viel Furcht mir dieſer Menſch einflößt.“

„Warum?“

Digitized by Google

„Er hat mir leise Worte zugeraunt — und vielleicht weiß er —!“

Der Greis lächelte vertrauensvoll.

„Unser Louis ist ein edles Herz!“ sagte er, „und es giebt Geheimnisse, die man nur Gott anvertraut!“ . . . . .

. . . . . .

Mitternacht war schon vorüber, als der junge Herr Robert von Blois seine Zwiesprache mit dem Herrn von Penhoël beendete, um sich nach dem Zimmer zu begeben, welches für ihn in Stand gesetzt war.

In einem an dieses Zimmer stoßenden Kabinet hatte man ein Bett für Blaise bereitet, der bereits in festem Schlafe lag.

Robert legte sich nicht nieder, sondern durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Sein Geist arbeitete, die Stunden der Nacht verflossen, und er gewahrte nicht, wie die Zeit entschwand.

Die erste Helligkeit der Morgendämmerung warf einen bleichen Schein durch das Fenster. Das Licht der Lampe erbleichte. Der Tag brach an.

Robert wurde nicht müde, nachzudenken.

Es bedurfte, um ihn von seinem tiefen Sinnen abzuziehen, des heitern Besuchs der Morgensonne, welche an die Wand des Zimmers eine helle Beleuchtung warf.

Robert öffnete das Fenster; seine erschöpfte Brust athmete mit Wohlbehagen die frische und kräftigende Luft ein.

Es war ein prächtiger Herbstmorgen. Robert hatte den großen Garten von Penhoël vor sich, an welchen sich Aecker, Wälder und Wiesen schlossen, die an der Hügelkette entlang bis nach dem Flecken Glénac reichten. An dem Fuße des höher gelegenen Gefildes breitete sich die endlose Wasserfläche aus, die jetzt ruhig und eben war, wie ein Spiegel. In der Ferne vergoldete die Sonne die Höhen der Hügel von Saint-Vincent und Fougerays. Am äußersten Ende des höchsten dieser Hügel, in der Mitte eines alten majestätischen Waldes erhob sich das alte herrschaftliche Stammschloß des Hauses Penhoël, welches jetzt im Besitz der Familie von Pontalès war.

Das schöne und frische Morgenlicht erleuchtete die reiche Landschaft. Es wäre unmöglich gewesen, sich eine zu gleicher Zeit schönere und gesegnetere Landschaft zu denken.

Robert lächelte. Er zählte die Aecker, die Hauungen, die Wiesen; und es war der Blick eines Eroberers, den er auf die Landschaft warf.

Er trat in Blaise's Kabinet, der noch immer im glücklichsten Schlummer lag.

„Erhebe Dich!" sagte er und schüttelte ihn derb.

Der rundbäckige Bursche rieb sich die Augen und sprang aus dem Bette.

„Teufel!" brummte er, „mir träumte gerade, wir hätten das Silbergeräth des Schlosses gestohlen, und Bibandier, als Gendarm gekleidet, führte uns in das Gefängniß ab.

Robert zuckte die Achseln, ergriff seinen Bedienten beim Arm und führte ihn an das Fenster.

„Schau!" sagte er in einem nachdrucksvollen Tone.

„Ei! ei!" rief Blaise, dessen Augen zuerst auf das Tiefland fielen, „das war meiner Sir keine Kleinigkeit! — Und in dem See da sind wir umhergeschwommen! — Sieh doch, Herr Robert — man sieht fast nichts mehr von den Weiden, an die wir uns geklammert hatten. — Aber, wenn ich bedenke, wie sehr Du auch gerührt warst, als Du dem Himmel versprachst, ein rechtschaffener Mann werden zu wollen!"

Robert machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Darum handelt es sich jetzt nicht!" sagte er; „dorthin sollst Du blicken!"

„Eine schöne Flur, meiner Treu!"

„Ja," wiederholte Robert, indem er seiner Begeisterung den Zügel schießen ließ; „eine schöne Landschaft, mein Sohn! — Von dem Fuße dieses Schlosses an, bis auf die Hälfte Weges nach dem Dorfe, das Du da unten erblickst, gehört Alles zu dem Dominium Penhoël!"

„Zu unserm Erb- und Eigenthum," sagte Blaise, „das ist ganz artig. Aber das schöne Schloß dort?" fuhr er dann

fort, indem er mit dem Finger nach dem Sitze der Pontalès zeigte.

Robert schüttelte mit geheimnißvoller Miene den Kopf.

„Dort wohnen unsere natürlichen Verbündeten," antwortete er, „und der Tag wird nicht vergehen, ohne daß ich den braven Leuten einen Besuch gemacht hätte. — Bis dahin wollen wir an unsere Geschäfte denken"

Er zog aus seiner Tasche eine lange Börse, welche mit Goldstücken gefüllt war und drückte dem erstaunten Blaise etwa zwanzig Goldstücke in die Hand.

„Wo hast Du denn das gefischt?" fragte dieser Letztere.

„Während Du schnarchtest, habe ich gearbeitet. — Allein das werde ich Dir später erklären, wenn ich einmal Zeit dazu habe. Jetzt begieb Dich nach Redon und bezahle unsere und Lola's Zeche."

„Ei!" rief der Täuscher aus; „also Lola sticht auch wieder in See?"

„Du führst sie zu allen Kaufleuten," sagte Robert, „damit sie sich einen prachtvollen Anzug auswähle! — Auf den Preis kommt gar nichts an! — Sobald sie ihre Einkäufe gemacht hat, setzest Du sie in die schönste Kutsche, welche Du auftreiben kannst und bringst sie schnell hierher. — Verstehst Du mich wohl? — Ich will, daß sie hier wie eine Prinzessin ankomme!"

Ende des ersten Bändchens.